

Riesengebirgs- Buchkalender 1981



**Kater Felix
fühlt sich wohl,
er schwört
auf ALPA
mit
Menthol!**



ALPA + ALPE sind registrierte Warenzeichen



www.riesengebirgler.de

Zur Heil- und Sport-
massage. Stärkt die Muskeln,
weckt die Lebensgeister.
Hilft bei Muskel- und Gelenk-
schmerzen, bei Erschöpfung
und Reisebeschwerden.
Schützt vor Erkältung und
erfrischt nachhaltig.

ALPA
FRANZBRANNTWEIN

Außerlich: Bei Muskel-, Glieder-, Nerven- und
rheumatischen Schmerzen, bei Unpäßlichkeit und
Erschöpfung. Innerlich: Bei Erkältungs- und Grippe-
gefahr ein paar Tropfen auf ein Stück Zucker.
Erfrischt Mund und Atem und ist bekömmlich
für den Magen. »Von ALPA in Cham.«

In Langhalsflaschen zu 60, 100, 160, 400 und 1000 ml Inhalt.

Vertrieb für Österreich: Spagyra Ph. Mr. J. Sedlar, Salzburg-ANIF 69/70

Riesengebirgs- Buchkalender

1981

26. JAHRGANG

Herausgegeben von Helmut Preußler



Helmut Preußler - Heimatverlag - Nürnberg



Miteinander alt geworden!

Theodor Fontane

Das Glück und die Welt

Ich bin hinauf, hinab gezogen
und suchte Glück und sucht' es weit,
es hat mein Sehnen mich betrogen,
und was ich fand, war Einsamkeit

Ich hörte, wie das Leben lärmte,
ich sah ein tausendfarbig Licht;
es war kein Licht, das mich erwärmte,
und echtes Leben war es nicht.

Und endlich bin ich heimgegangen
zu alter Stell und alter Lieb,
und von mir ab fiel das Verlangen,
das einst mich in die Fremde trieb.

Die Welt, die Fremde, lohnt mit Kränkung,
was sich, umwerbend, ihr gesellt;
das Haus, die Heimat, die Beschränkung:
die sind das Glück und sind die Welt.



	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Do	Neujahr	
2 Fr	Namen Jesu F.	Abel, Seth
3 Sa	Genoveva	Berthilde
4 So	Rigobert	Methusalem
5 Mo	Alfred	Simeon
6 Di	Dreikönig	Ersch. d. Herrn ☉
7 Mi	Valentin	Julian
8 Do	Erhard	Erhard
9 Fr	Julian	Berthold
10 Sa	Agathon	Paul, Eins.
11 So	Werner	Werner
12 Mo	Ernst	Reinhold
13 Di	Gottfried	Hildegard ☽
14 Mi	Hilarius	Felix
15 Do	Paulus, Eins.	Maurus
16 Fr	Marcellus	Marcellus
17 Sa	Antonius, Abt.	Antonius
18 So	Pet. Stuhlf. z. R.	Karlmann
19 Mo	Mar. u. Marth.	Sara
20 Di	Fabian u. Seb.	Fabian u. Seb. ☽
21 Mi	Agnes	Agnes
22 Do	Vinzenz	Vinzenz
23 Fr	Emmerich	Emerentiana
24 Sa	Timotheus	Timotheus
25 So	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.
26 Mo	Alberich	Alberich
27 Di	Joh. Chrysost.	Joh. Chrysost.
28 Mi	Karl d. Gr.	Karl d. Gr. ☾
29 Do	Franz v. Sales	Valerius
30 Fr	Martina	Adelgunde
31 Sa	Joh. Bosco	Ludwiga

Ergehen auf und unter:
 Sonne 8.27-16.24
 Mond 3.15-13.39
 Am 20. ist die Sonne
 ins Zeichen Wassermann



Jänner (Januar) – Hartung

Verbeißung - Erwartung - Erfüllung DEM JAHR ENTLANG

Vertrau auf Gott und eigne Kraft
 und nicht auf fremde Mächte;
 wer jeden Tag das Rechte schafft,
 der schafft im Jahr das Rechte.
 Es frommt nicht, daß du zagst und klagst:
 Wenn rückwärts ohne Reue
 ins alte Jahr du blicken magst,
 so zieh mit Mut ins neue.

Friedr. Wilhelm Weber (1813 - 1894)

Wir wünschen heut' den hellen Mut
 für zwölfmal dreißig Tage,
 sei vor dem Übel auf der Hut
 und wie's auch kommt, es kommt doch gut,
 drum spar mit deiner Klage.
 Wir wünschen heut' viel Zuversicht,
 daß alles recht gedeihe;
 dem dunklen Tag ein helles Licht,
 und wenn's mal schief geht, schimpfe nicht,
 es kommt doch in die Reihe.

Glücklich, wenn die Tage fließen, wechselnd
 zwischen Freud und Leid, zwischen Schaffen
 und Genießen, zwischen Welt und Einsamkeit.

Emanuel Geibel (1815 - 1884)

Meide, was den Blick beengt, fliehe, was den
 Herz bedrängt, hasse, was den Geist be-
 schränkt.

H. Bamberger

Kehre dich vom Bösen und tue das Gute; suche
 den Frieden und übe ihn immer; über alle irdi-
 schen Dinge aber stelle ein reines Gewissen.

Johannes von Saar



Schiparadies Riesengebirge

Heimatwald im Winter

Wie glich er einem Zauberwalde
 in winterlich erstarrter Pracht,
 als hätten ihn geheime Kräfte
 mit ihren Künsten reich bedacht.

Die Bäume trugen dicke Hauben.
 In ihrem Habit, warm und weit,
 in stiller, demutsvoller Haltung,
 verträumten sie die Einsamkeit.

Die kleinsten waren Zwergenscharen,
 die noch beim Spiele, tief verummt,
 mit wunderlichem Kram sich schmückten.
 Vom Froste war ihr Mund verstummt.

Spurlos die schneeverunk'nen Wege.
 Kein Laut zog durch den weißen Tann,
 nur einer Meise leises Klagen
 und sacht es Rieseln dann und wann.

Maria Schmidt

Notizen



Merfeldsberg bei Weiskirchen

	KATHOLISCH	EVANGELISCH	Feber – (Februar) Hornung
1 So	Ignaz	Brigitte	<p><i>Frohsinn – Freude – Heiterkeit</i> FÜR DIE TOLLEN TAGE</p> <p>Der Heiterkeit wollen wir, wann immer sie kommt, Tür und Tor öffnen, denn sie kommt nie zur unrechten Zeit. <i>Arthur Schopenhauer (1788–1860)</i></p> <p>Witz kommt aus dem Verstand, Humor aus dem Herzen.</p> <p>Eine alte Geschichte: Kleine Geister haben keinen Humor.</p> <p>Ein herzerfrischender Humor gleicht einer Brücke, die sich über den grauen Alltag wölbt und von der man im kühnen Bogen in den Rauchfang der Teufelsküche spucken kann.</p> <p>Beim Trinken froh, beim Handeln gut; ein biedres Herz und frischer Mut. Im Denken frei, in Liebe echt, der Wahrheit treu und stets gerecht.</p> <p>Der Kurort drischt am Schlusse der Saison sein Teppichzeug; man hört den Lärm weithin; ich freue mich bei dieser Aktion, daß nur ein Teppich – und kein Teppich bin. <i>Joseph Bergmann (1847–1932)</i></p>
2 Mo	Mar. Lichtmeß	Maria Reinig.	
3 Di	Blasius	Blasius	
4 Mi	Veronika	Veronika	
5 Do	Agatha	Agatha	
6 Fr	Dorothea	Dorothea	
7 Sa	Romuald	Richard	
8 So	Joh. v. Matha	Salomon	
9 Mo	Apollonia	Konrad	<p>Heitern Sinn und reine Zwecke: Nun, man kommt wohl eine Strecke. <i>Goethe</i></p> <p>Lustig gelebt und selig gestorben, heißt man: dem Teufel die Rechnung verdorben. <i>Volksgut</i></p>
10 Di	Scholastika	Gabriel	
11 Mi	Maria Lourdes	Euphrosine	
12 Do	Eulalia	Eulalia	
13 Fr	Siegfried	Siegfried	
14 Sa	Valentin	Valentin	
15 So	Faustinus	Faustinus	
16 Mo	Juliane	Juliane	
17 Di	Konstantia	Konstantia	
18 Mi	Simeon	Konkordia	
19 Do	Konrad	Gabinus	
20 Fr	Eleutherius	Eucherius	
21 Sa	Eleonore	Eleonore	
22 So	Petri Stuhlf.	Petri Stuhlf.	
23 Mo	Sieghard	Sieghard	
24 Di	Matthias	Matthias	
25 Mi	Walburga	Viktor	
26 Do	Alexander	Nestor	
27 Fr	Leander	Leander	
28 Sa	Romanus	Justus	

www.riesengebirgler.de

HEIMATBILDER

Nicht in südlich-sonnenheißen Prangen
offenbart sich, Heimat, dein Gesicht.
Einem Land gilt unser Heimverlangen,
das in herber Schönheit zu uns spricht.

Wenn die Zeit in wildem Vorwärtsstürmen
auch verwischt, was innen leise webt,
such', die lieben Züge ich zu schirmen
und erneuere, was im Herzen lebt.

Bilder hol' ich aus der alten Truhe,
sachte gleitet über sie mein Blick,
und wo ich auch bin und was ich tue,
in die Heimat geht mein Weg zurück.

Berge, Wälder und des Dorfes Breiten,
ihr bewahrt sie, Bilder, unversehrt!
Und wo uns're Füße nicht mehr schreiten,
wird dem Geist der Zutritt nicht verwehrt.

Albert Rotter

Notizen

Es gehen auf und unter:
Sonne: 8.00–17.12
Mond: 5.11–13.52
Am 18. tritt die Sonne
ins Zeichen Fische





	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Mo	Kuno	Nikomed
2 Di	Ilse	Ilse
3 Mi	Klothilde	Erasmus
4 Do	Franz Car.	Karpasius
5 Fr	Bonifatius	Bonifatius
6 Sa	Norbert	Norbert
7 So	Pfingstsonntag	
8 Mo	Pfingstmontag	
9 Di	Irmgard	Irmgard
10 Mi	Margareta	Onuphrius
11 Do	Barnabas	Barnabas
12 Fr	Johann Fak.	Basilides
13 Sa	Antonius	Tobias
14 So	Gerold	Elisäus
15 Mo	Veit	Veit
16 Di	Benno	Luitgard
17 Mi	Tag der deutschen Einheit	
18 Do	Fronleichnam	
19 Fr	Juliana v. Fal.	Gervasius
20 Sa	Silverius	Silverius
21 So	Alois	Albanus
22 Mo	Eberhard	Rotraud
23 Di	Edeltraud	Basilius
24 Mi	Joh. d. Täufer	Joh. d. Täufer
25 Do	Wilhelm	Berta
26 Fr	Johann und Paul	Jeremias
27 Sa	Siebenschläfer	Siebenschläfer
28 So	Leo II.	Leo
29 Mo	Peter und Paul	Peter und Paul
30 Di	Pauli Gedächtn.	Pauli Gedächtn.

Es gehen auf und unter
Sonne: 4.11 - 20.29
Mond: 3.57 - 19.04

Am 21. tritt die Sonne
ins Zeichen Krebs
21. Sommeranfang
Sommerwende



Juni - Brachet

Heimat und Volkstum

EIN GÖTTLICHES GESCHENK

Die Erinnerung und die Treue zur Heimat sind kein Revanchismus, sie sind Ausdruck eines tief in der menschlichen Seele verankerten Wesenszuges, der zu allen Zeiten als eine Tugend gepriesen wurde. Es bleibt unserem Zeitalter vorbehalten, diese Liebe zur Heimat zu diffamieren.

Bundespräsident Prof. Karl Carstens

www.reisengebirgler.de

Der millionenfache Verlust der Heimat hat zwei Grundtatsachen ins Licht der Erkenntnis gehoben, und wir sollten uns deshalb auch bei der Begriffsbestimmung dessen, was Heimat sonst noch alles ist, nicht zu sehr in Einzelheiten verlieren und das Unwägbar gar zu perfekt meß- und zählbar machen wollen: Heimat verlangt Treue, und Heimat umschließt Sicherheit und Freiheit; sie fordert beides von denen, die die Macht haben, das Recht auf Heimat für jedes Volk zu respektieren. Ernst Lemmer

Willkürlicher Eingriff in fremdes Rechtsgut

Es sei festgestellt, daß über das Schicksal und die Zukunft der deutschen Ostgebiete innerhalb des deutschen Volkes bei Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes nur die in diesen Gebieten heimatberechtigten Deutschen zu entscheiden haben, nicht aber andere. Über das Saargebiet hat auch nur die Bevölkerung an der Saar abgestimmt, also weder das ganze deutsche noch das französische Volk.

Wer glaubt, berechtigt zu sein, durch Willkür und Gewalt geschaffene Verhältnisse in Europa anzuerkennen, weil er sich der Macht der Tatsachen unterwerfen will, vielleicht um seines eigenen Vorteils und um seiner eigenen Sicherheit willen, der muß sich klar sein, daß nicht er, sondern nur die Berechtigten selbst über Aufrechterhaltung oder Hingabe ihrer Menschenrechte auf Heimat und Selbstbestimmung zu entscheiden haben. Er greift also willkürlich in fremdes Rechtsgut ein und versündigt sich damit.



Ober-Alstadt

FEIERABEND

Der runde Mond steht hinterm Apfelbaum,
die Schwester wäscht dem Brüderchen die Füße,
sie bringt im irdenen Napf die Milch, die süße,
und betet mit ihm, der schon halb im Traum.

Der Vater hat die Werkstatt zugemacht,
grau spinnt die Dämmerung die Fenster ein;
die tags geglättet 'Wieg' und Totenschrein,
nun ruben Hand und Hobel aus zur Nacht.

Auf krummem Rücken heim die Mutter bringt
im Korb das Ziegenras; draus duftet schwer
und süß die Nacht. Nun regt sich bald nichts mehr
in Haus und Hof, nur noch der Brannen singt,

ein gütiger Tröster, plaudernd zärtlich-leise,
von Tages Mühen und des Lebens Leid
und von der Erde dunkler Süßigkeit:
die immer gleiche, immer neue Weise.

Emil Merker

Notizen



	KATHOLISCH	EVANGELISCH
1 Mi	Theobald	Theobald
2 Do	Maria Heims.	Maria Heims.
3 Fr	Fr. Dietbald	Kornelius
4 Sa	Ulrich	Ulrich
5 So	Eberhard	Hugo
6 Mo	Gottlieb	Gottlieb
7 Di	Willibald	Willibald
8 Mi	Kilian	Kilian
9 Do	Cyrril	Cyrril
10 Fr	Amalie	Sieben Brüder
11 Sa	Pius I.	Pius
12 So	Heinrich	Heinrich
13 Mo	Margareta	Margareta
14 Di	Bonaventura	Bonaventura
15 Mi	Apostel Teilg.	Apostel Teilg.
16 Do	Maria v. B. K.	Ruth
17 Fr	Alex	Alexius
18 Sa	Friedrich	Rosina
19 So	Vinzenz v. P.	Rusina
20 Mo	Hieronimus	Elias
21 Di	Helga	Helga
22 Mi	Maria Magdalena	Maria Magdalena
23 Do	Arnulf	Arnulf
24 Fr	Christine	Christine
25 Sa	Jakob	Jakob
26 So	Anna	Anna
27 Mo	Pantaleon	Martha
28 Di	Innozenz	Pantaleon
29 Mi	Martha	Beatrix
30 Do	Ingeborg	Ingeborg
31 Fr	Ernestine	Ernestine

Es gehen auf und unter:
 Sonne: 4.10–20.42
 Mond: 3.56–20.22

Am 22. tritt die Sonne
 ins Zeichen Löwe
 17. Partielle Mondfinsternis
 31. Totale Sonnenfinsternis (teils sichtbar)



Juli – Heuet

Museales und Erinnerungen

BEWAHRT DIE SCHÄTZE DER HEIMAT

Unsere musealen Bestrebungen gehen nicht allein dahin, „das alte Zeug“ zu sammeln, zu sichten und in Schaukästen zu stellen. Der Sinn ist ein viel tieferer! Es gilt vor allem einer großen politischen Forderung gerecht zu werden: Den Nachweis gilt es zu erbringen, daß in unserer Heimat durch Jahrhunderte nicht nur deutsche Menschen gelebt haben, sondern, daß sich in ihr eine reiche Wirtschaft entwickelte, die der Landschaft ein ausgesprochen kulturelles Antlitz trug und die Menschen einem wahrhaft edlen Seelenleben gerecht wurden. Über diesen Nachweis hinaus haben unsere Museen, besser gesagt unsere Gedenk- und Informationsräume von heute, heimatbildend zu wirken und Bildungsgrundlage für unsere in der Fremde aufwachsende Jugend zu sein. Unsere Sammlungen heimatlichen Kulturgutes haben aber auch unserer Mit-, Um- und Nachwelt zu bezeugen, daß wir nicht geistlos und ohne seelische Kultur dahergekommen sind. O. Z.

Die Menschen gehen viel zu nachlässig mit ihren Erinnerungen um. Man sollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wissenswürdige seiner Zeit aufzuzeichnen und es als ein andächtiges Vermächtnis den künftigen Menschen zu hinterlassen. Es gibt tausend enternere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächste und Wichtigste, um die Schicksale unseres eigenen Lebens, unserer Angehörigen, unseres Geschlechtes, deren leise Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorsehung aufgefaßt haben, bekümmern wir uns so wenig und lassen sorglos alle Spuren in unserem Gedächtnis verwischen. Wie Heiligtümer wird eine weisere Nachkommenschaft jede Nachricht, die von Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufsuchen und selbst das Leben eines einzelnen unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig sein, da gewiß sich das große Leben seiner Zeitgenossenschaft darin mehr oder weniger spiegelt.

Novalis (Fr. Leop. von Hardenberg, 1772–1801)



Im Königinhofer Bezirk liegt Dubenetz

SOMMERAHNNEN

Reife spendend strahlt die Sonne
 Segen übers Ährenfeld,
 das im heißen Sommerträumen
 wogend sich als Meer gefällt.

Strahlend wiegen sich die Halme,
 stolz im leichten Sommerwind,
 quellend nähren sich die Körner
 in der Sonne, süß und lind.

Mancher Halm trägt nur ein wenig,
 viele Ähren geben viel,
 nur, daß alle Ähren reifen
 ist der Sonne göttlich Ziel.

Jedes Korn ist ein Geheimnis,
 Leben trägt es still in sich,
 alle Körner aller Ähren
 nähren nicht nur mich und dich.

Wilhelm Liebl

Notizen

ROBERT LINDENBAUM

Zauber der Weihnacht

Wenn man sonst jedem Fest des Jahreskreises auch in der Fremde den Zauber des Augenblicks abgewinnt, wenn man zu Ostern vor Glück strahlt, aus der Enge des Winters in die Sonne der Auferstehung geflohen zu sein, und um das Pfingstfest meint, mit den jungen Birken den Heiligen Geist ins Haus getragen zu haben, zu *Weihnachten* möchte man daheim sein. Das ist kein Fest, das man in der Gesellschaft der Fremde feiern kann, man muß sich ganz in sich zurückziehen können, so, als wäre man eingeschlafen unter dem weißen Mantel des Winters und es wäre gar nichts mehr da, als der Blick zurück in die Vergangenheit.

Ach, die Vergangenheit? Wo fängt man da an zu erzählen und wo hört man auf. Am besten, man geht zurück bis in die früheste Kindheit, denn da waren die Winter und Weihnachten noch so unschuldig weiß wie später nie mehr. Die Winter waren dazumal alle gleich voll strahlender Himmelsbläue und voller Geheimnisse.

Und versinkt man nicht in diesen verheißungsvollen Wochen in die Kindheit, dann muß man es schon so machen, wie unser Nachbar in der kleinen Stadt an Rande des Gebirges. Seines Zeichens war er Schuster, also ein Philosoph von Geburt. Bei ihm begann der Winter nicht mit dem ersten Frost und mit dem Schnee, nein, pünktlich am ersten Advent richtete er seinen Adventskranz über dem Schusterstuhl, zündete die erste Kerze an, stieg auf den Boden und holte die Krippenfiguren herunter in die Stube, und dann begann der Krippenaufbau. Zuerst eine Schlittenbahn mit jubelnden Kindern, dann eine Sprungschanze mit fliegenden Springern und einem Teich voll glitzernenden Eises. Bei ihm tauchten wir Kinder allmählich in Winter und Weihnacht ein, denn am Rande eines Waldes von Fichtenreis, ganz hinten, mit unseren Augen kaum wahrnehm-

bar, stand ein Kind mit Heiligenschein, und unser Nachbar meinte, noch wäre es nicht so weit, aber das müßte seiner Schätzung nach wohl schon das Christkind sein.

Nun wuchs die Krippe jeden Tag um eine Landschaft oder Stadt. Wenn wir Kinder am Abend mit heißen Backen davorsaßen, entdeckten wir immer Neues, und so kam auch draußen der Winter. Einmal über Nacht fiel der erste Schnee, der auch liegen blieb, und die kleine Stadt unterschied sich in nichts von der Landschaft der Krippe. Und weil nun auch in den Auslagen der Geschäfte die Wunder aufstanden, mit Eisenbahn, Dampfmaschine, mit Bleisoldaten und Puppen, da wurden wir in den Straßen genau so vom Zauber befallen wie in der freundlichen Schusterstube . . .

Warum ich dies alles Bild für Bild erzähle? Nun, wir haben das Träumen über die Erlebnisse im Schatten unseres Lebens ganz vergessen. Wir meinen, nur noch das zu sehen, was wirklich da ist und wollen nicht mehr die Krippe selbst aufbauen wie der Schuster in unserer kleinen Stadt.

Oder sind wir am Ende doch noch besser dran wie er? Wenn wir heute in der Zerstreung von Weihnacht sprechen, brauchen wir da eigentlich noch die Hilfe seiner Krippe? Blüht nicht aus dem Schnee die Blume auf, die uns einen Christbaum herzaubert, der nach Backwerk und Tannenduft riecht? Und sind da nicht Berge, die Flüsse und Täler, über die die Glocken von Bethlehem läuten? Werden wir nicht gläubig wie die Kinder und warten, daß die Engel vom Himmel niedersteigen und ihren Jubelgesang anstimmen? Sagt nicht, wir wären längst darüber hinaus, jetzt weniger als daheim!

Denn wenn wir nur „Weihnacht“ sagen, da wird alles wieder lebendig, was in uns geschlummert hat, und wir sind glücklich, weil wir nichts, aber auch gar nichts vergessen haben, was einmal unser Glück ausgemacht hat. Das Kind der Welt schließt uns an sein Herz und wir werden wie die Kinder . . .

Ostlandkreuz
auf der
Schildwacht bei
Geislingen/Steige

Errichtet 1950



**GEDENKET
DER
TOTEN!**

Doch stünde ihr Bild und Nam' in Stein und Erz,
So wäre dennoch alles Rühmen eiter Wind,
Wenn die Besten nicht geschrieben sind
In festen und blühenden Lettern in Euer Herz.
GEDENKET DER TOTEN!

Wilhelm Pleyer

Vor dem Schaufenster

Eine erlauschte Weihnachtsgeschichte.

Es war in der letzten Adventswoche. Reges Leben überall in den Straßen. Kauf- und Schaulustige drängten an die hellerleuchteten Schaufenster heran. Ich bummelte schon längere Zeit in den Hauptstraßen unserer Stadt herum; bei jedem Spielwarengeschäft blieb ich stehen. Es war ja zu köstlich, die erwartungsvollen, freudigen Kindergesichter anzublicken. Wieviel heimliche Hoffnung und Freude strahlte aus den Kinderaugen. Ich beobachtete scheinbar interessiert die Schaufenster, in Wirklichkeit aber belauschte ich die kleinen Menschlein, die sich vor, neben und hinter mir herandrängten.

Da, links vor mir standen zwei Jungens, die beide kaum sechs Jahre zählen mochten. Frische, volle Bubengesichter waren es, die nur einer Generalreinigung bedurft hätten. Ärmlich, sehr ärmlich gekleidet, die Hände, die blau vor Kälte waren, abwechselnd in den Hosentaschen und von einem Fuß auf den anderen trippelnd, standen sie vor mir. Der eine, sehr lebhaft und aufgeweckt, schien schon längere Zeit auf den Kameraden einzureden. Als ich aufmerksam wurde, hörte ich gerade die Worte:

„No sag, Franzl, was möchtest vom Christkind? Ich, die Maschine hier, die so eine feine Lokomotive hat.“

Der andere Junge, mit großen schwarzen Augen, verzog spöttisch die Mundwinkel und sagte mit dem Tonfall eines welterfahrenen Menschen: „Ich wünsche mir gar nichts.“

„Aber, Franzl, schau, wünschen kann man doch. Ich möchte die Trompete, und schau, der feine Trittröller da, so wünsch dir etwas, du, Franzl!“

Der so Angeredete sagte mürrisch: „Nix wünsch ich mir, weil ich eh nix krieg.“

Unterdessen traten zwei Damen zu dem Schaufenster, um die Kinderherrlichkeiten zu betrachten. Beide besseren Standes und sehr

gut gekleidet, wurden auf diesen Wortwechsel der zwei Knaben aufmerksam. Ich war gespannt, was ich weiter hören sollte.

Wieder sprach der kleine Junge mit lebhafter, aufgeregter Stimme:

„Du bist dumm, Franzl, wünschen kann man sich, wozu kommt Weihnachten, vielleicht kriegen wir's doch. Schau, die Eisenbahn ist doch am schönsten da, und das Kasperltheater, was möchtest vom Christkind, Franzl?“ Franzl blickte ins Schaufenster, seine Augen wanderten über Puppen, Bälle, Kaufläden und Kasperltheater und blieben an einem kleinen, hellroten Auto haften. Der dunkle Blick leuchtete auf, aber nur einen Augenblick, dann erlosch er und wurde wieder so traurig wie früher. Er sagte mit einer Stimme, die mir tief ins Herz drang und die fast überreif klang für sein Alter:

„Schau, Pepi, was haben wir davon, wenn wir uns was wünschen. Ich möchte gerne das Auto, siehst, das rote, wo der Chauffeur drin sitzt, aber ich krieg's ja eh nicht. Wünschen können nur die reichen Kinder, was nicht, uns bringt das Christkind ja nichts.“

Mein Taschengeld war bescheiden, aber für das Auto hätte es gelangt. Warum ich gerade heute das Geld zu Hause ließ, Blitzartig ging's mir durch den Kopf, da hörte ich neben mir die Dame im Pelz zu dem Jungen sagen:

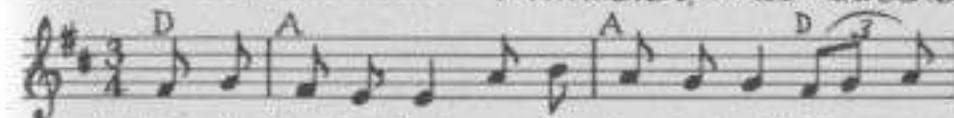
„Also das Auto gefällt dir? Das möchtest gerne haben, Franzl, na komm mit mir, da werden wir's halt kaufen.“ Sie nahm den sie erstaunt und erschreckt anblickenden Jungen bei der Hand und betrat den Basar. Der zweite Knabe stand mit großen Augen vor dem Eingang, die Wangen glühten. Da öffnete sich die Tür und heraus flog, ja flog Franzl mit zwei Paketen und mit vor Freude und Erregung sich überschlagender Stimme rief er:

„Peppi, ich hab's, das rote und die Eisenbahn für dich“ und sie stürmten davon.

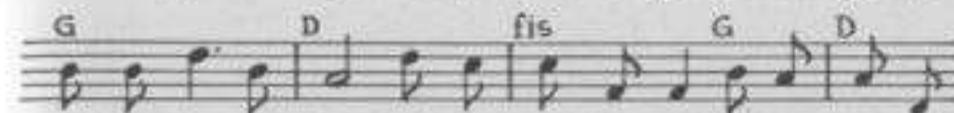
Ich stand mit Tränen in den Augen da. Gerne hätte ich der Dame, die eine Weile später heranskam, die Hand gedrückt, denn sie gab den Knaben viel mehr als sie dachte, sie gab ihnen den Glauben, den Glauben an das Christkind und gute Menschen.

Aus der Jugendzeit

T: Fr. Rückert, W: Rob. Radecke.



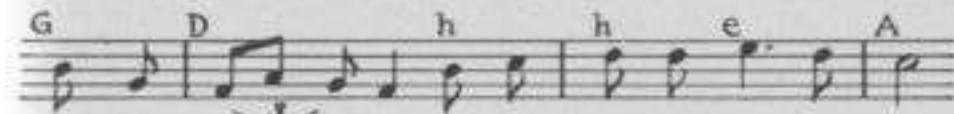
1. Aus der Ju-gend-zeit, aus der Ju-gendzeit klingt ein



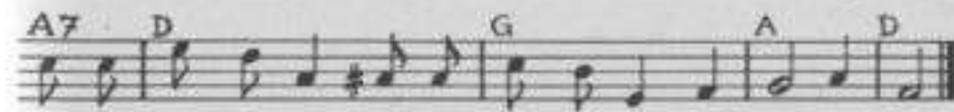
Lied mir im-mer-dar, o wie liegt so weit, o wie liegt so



weit, was mein, was mein einst war! Was die Schwal-be sang,



was die Schwal--be sang, die den Herbst und Früh-ling bringt,



ob das Dorf ent-lang, ob das Dorf ent-lang das jetzt noch kling!'

2. O du Heimatflur, o du Heimatflur, laß zu deinem sel'gen Raum, mich noch einmal nur, mich noch einmal nur entflieh'n, entflieh'n im Traum. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm, war die Welt mir voll so sehr, als ich wiederkam, war alles leer.

3. Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt, und der leere Kasten schwoll. Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert, wird's nie, wird's nie mehr voll. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt dir zurück, wo-nach du weinst, doch die Schwalbe singt im Dorf wie einst.

A. Weidl

DIE BITTE

Aus dem Nachlaß eines alten Heimatvertriebenen, der in Unfreiheit lebte

Es rast mein Herz; die Halsschlagader tobt.
Ich spüre Knochenfinger kalt an meiner Kehle.
Ich weiß es, Tod, du lechzt nach meiner Seele.
Du hast seit Jahren schon soviel an mir erprobt,
um mich zu holen!

Du nahmst die Freude meines Lebens, meinen Sohn.
Du nahmst die Heimat mir, auch Gut und Geld.
Du triebst als alten Mann mich in die weite Welt
verarmt, vergrämt, mit wenig Kräften schon,
um mich zu quälen!

Du zwangst mich harte Arbeit zu vollbringen.
Du schicktest Krankheit mir und immer wieder Leid.
Du ließest hungern mich von Zeit zu Zeit,
daß deine Absicht käme baldigst zu gelingen,
um dein zu werden.

Ich kenn' dein Recht auf meinen siechen Leib.
Nach dem Naturgesetz kann niemand es umgehen.
Jedoch ich weig're mich und will dir Tod gestehen:
Du hast nicht Heimat, Volk, nicht Kind und Weib,
die lieb dir sind!

Dir ist es gleich, Du bist an Nichts gebunden.
Wir arme Menschen haben viele Pflichten:
zu lieben, zu erfreuen, aufzurichten
die Nächsten, die des Lebens hartes Los empfunden,
daß sie gesunden!

Drum laß mich leben noch. Ich hab soviel zu tun.
Ich weiß es ja, die Freuden sind so klein.
Sie nehmen nicht ein Siebzigstel des Lebens ein.
Doch, nach erfüllter Pflicht, da ist gut ruhn.
Dann mag es sein!

Und könnt' ich Freude spenden kurze Zeit
dem Volksstamm, dem mein Fühlen, Denken galt,
und hört das Raunen ich im Heimatwald,
wohlan, Freund Hein, dann bin ich glücklich und bereit –
dich zu begleiten!

FRANZ LIEBL

Der Aschenbecher

Er steht in der Küche auf dem Heizungs-
sim. Eine flache kreisrunde Schale aus Alu-
minium. Aber wir verwenden ihn nicht als
Aschenbecher.

Im Spätherbst legen wir manchmal eine von
den Eichhörnchen im Garten vergessene Nuß
hinein, Eicheln, Föhrenzapfen. Ich habe den
Aschenbecher zu Weihnachten 1946 ge-
schenkt bekommen. Von meinem Bruder. Er
war kurz vorher aus der Gefangenschaft
heimgekehrt. So konnten wir uns alle erst-
mals wiederschen. Die Eltern waren schon im
Sommer aus der Heimat in Böhmen ausge-
wiesen worden und im Badischen unterge-
kommen. Nur der Jüngste war bei ihnen. Die
Schwester hatte in der Oberpfalz eine Büro-
stelle gefunden. Ich arbeitete in Franken als
Lagersmann. Und nun war also auch der
Bruder zu Hause.

Es war nicht das Zuhause. Aber davon
sprachen wir nicht. Wir waren dankbar und
glücklich, daß wir alle überlebt hatten. Auch
ich war erst im Januar 1945 als Soldat aus dem
Osten zurückgekehrt, wenig später die
Schwester aus dem zerbombten Ruhrgebiet,
wo sie zum Dienst in einer Flakstellung
verpflichtet worden war. „Ich mußte nicht
fragen“, sagte der Bruder, „auf der Straße
hörte ich aus einem Haus Vaters Zitherspiel.“

Die Zither hatte ich über die Grenze
geschafft – wie vieles andere, in gefährlichen
nächtlichen Gängen.

Wir hatten keinen Weihnachtsbaum 1946.
Man war zufrieden, wenn das im Wald gesam-
melte Brennholz reichte.

Auch Geschenke erwarteten wir nicht. Daß
Vater und beide Brüder beim Brückenbau an
der nahen Autobahn als Hilfskräfte Arbeit
gefunden hatten, bot Freude genug. Und
Mutter freute sich über den Eimer Sauerkraut,
den es als Sonderzuteilung für das Fest gab.
Dazu würde sie morgen, am Weihnachtstag,

Kartoffelknödel machen – früher einmal
waren da freilich weizene zum Rostbraten
üblich gewesen –, aber da mir die Altbäuerin
ein ansehnliches Stück Geräuchertes mitge-
geben hatte, fühlten wir uns fas wie – nein, das
nicht. Von daheim sprachen wir auch nicht –
oder nur selten ein paar unverfängliche
Worte.

Und dann das mit dem Aschenbecher.

Ich weiß nicht mehr, ob mein Bruder, der
Heimkehrer, auch die anderen mit einer Gabe
überraschte, als wir nach dem kargen Abend-
brot in der fremden Kammer auf geliebten
Stühlen, am Bettrand, auf einer Kiste um den
wackligen Tisch saßen.

Ich sei ja vielleicht Nichtraucher geblieben,
meinte er, und übergab mir ein Päckchen,
aber nur zusammen mit einem Aschenbecher
sei ein Rasierhobel zu erstehen gewesen. Die
beiden Sachen steckten in einer Tasche aus
Wehrmachtstuch. Die habe er schon im
Argonnerwald genäht, sagte er – und dann:
„Ich war der erste im ganzen Lager, der nach
dem Kriegsende von daheim Post bekam –
Deinen Brief. Alle haben mich beneidet. Ich
habe fast die ganze Nacht nicht geschlafen und
stundenlang den Nachtigallen zugehört.
Weißt Du, die kamen zu uns in die
Rodungen.“

Mir fiel ein, daß ich nach dem Eintreffen
seines Lebenszeichens mit unserer Antwort
sofort zur Dolmetscherin des amerikanischen
Offiziers geeilt war, der sich im Schloß ein-
quartiert hatte. Hier könne er helfen, sagte er,
unserem Land nicht.

Am Weihnachtstag 1946 ließen wir auch ein
Wiedersehensfoto machen. Im Gasthaussaal
spannten wir ein Bettuch als Hintergrund.
Wenn ich die alten Alben einmal unter die
Lampe hole, stoße ich auf dieses nun schon
vergilbende Bild.

Den Aschenbecher freilich sehe ich täglich.
Ich beachte ihn kaum. Im Spätherbst aber le-
gen wir manchmal im Garten gefundene Föh-
renzapfen, ein paar Eicheln, eine Nuß hinein
– und zuweilen blitzt dann flüchtig ein Erin-
nern auf – an jene Weihnacht 1946.

vorbeigekommen, ganz zufällig, wie sagt, ich schwöre es, ohne Absicht, wie einem eben etwas Besonderes begegnet, so ist mir dieser Webstuhl vor die Augen gekommen, ein Contermarsch, wie wir daheim sagen. Durch das Kellerfenster habe ich ihn gesehen und da dachte ich, „Laura“, dachte ich, „versuch einmal, ob es noch geht. Du hast ja deine Hände! Die Hände konnten sie dir nicht nehmen.“ Und da habe ich es versucht.“ Ein Leuchten ging über ihr graues, verhärmtes Gesicht.
 „Und es geht noch, Herr Professor! Und wie es geht! Überzeugen sie sich. Dieses Stück habe ich gewebt, genau nach Rapport, hier: kein Schatten und der Rand glatt und genau wie er sein soll. Am glatten Rand erkennt man die Weberin, so hieß es bei uns daheim.“

Der Werkmeister blickte auf das Stück hin, das die Frau gewebt hatte. Es war wirklich nichts daran zu tadeln.
 „Stimmt“, stellte er kurz und sachlich fest.
 „Sieben Jahre lang bin ich am Contermarsch gegessen“, sagte die Frau. „Alles, was man einem Menschen nehmen kann, haben sie mir genommen. Mit leeren Händen mußte ich über die Grenze gehen – leere Hände, aber gute Hände! Und die Hände konnten sie mir nicht nehmen.“ Der Werkmeister sagte: „Es ist ein grosser Bedarf an guten Weberinnen!“ Aber die Frau hörte gar nicht mehr, was er gesagt hatte. Doch an der Tür wandte sie sich noch einmal zurück. „Tausend Dank, Herr Professor! Jetzt habe ich meine Hände wieder.“

Menschliches Mysterium

Von Josef Moder

*Lange Jahre hab ich nachgedacht
über unsres Daseins kurze Nacht.*

*Warum scheinen Sonne, Mond und Stern?
Warum ist der Himmel uns so fern?*

*Warum hat die Liebe solche Kraft,
daß sie Gutes und auch Böses schafft?*

*Warum ist die ganze Welt so grau
ohne das Geflüster einer Frau?*

*Warum springt die Blume aus dem Grund,
warum welkt im Herbst der Garten, und*

*warum geht der Mensch im besten Jahr?
Was ist weise, was ist falsch, was wahr?*

*Alles Fragen hat mich nur verwirrt,
immer tiefer hab ich mich geirrt.*

*Und nun frag und grüble ich nicht mehr,
laß gescheln die Wunder um mich her.*

*schaue nur noch zu, still hingewandt,
wie der alte Baum am Wegesrand.*

*der das Walten ringsum nicht begreift,
doch in seiner Mitte steht und reift.*

Georg Pschierer

FLOTT.

Aus dem Leben eines Hundes

Flott hatte unser Haushund geheißt. Er ist schon lange tot. Doch erinnere ich mich seiner noch sehr wohl, besser als der anderen Hunde, die wir seitdem hatten.

An einem gewitterschwülen Sommerabende sah ich ihn zum letzten Male. In Erwartung eines Wetters fuhren wir noch immer Weizen ein, wiewohl es bereits dunkelte. Da lief er noch mit mir hinter dem Wagen her, gesund wie einer. Als wir über die hängige Rainung fuhren und unsere ganze Aufmerksamkeit dem hochbeladenen Wagen schenken, damit er nicht stürze, verloren wir den Hund aus den Augen. Und weg blieb er wie in den Brunnen gefallen.

Alles im Hause riet, wohin er gekommen sein möchte. Allen ging er ab, alle hingen an ihm. Man begab sich auf die Suche. Es wäre wohl ein trauriger Hund, der sein Herrenhaus nimmer fände. Flott war nicht derjenige. Doch man erinnerte sich, daß er schon einmal drei Tage von Hause weg gewesen und nicht heimkommen konnte. Er hatte sich damals in einer den Hasen gestellten Schlinge gefangen, inmitten der Kornfelder. Wäre nicht eine grasende Frau auf ihn gestoßen, wäre er schon damals nicht wiedergekehrt.

Es läßt sich denken, wie er zog und zerrte an der Schlinge, die sich dadurch doch nur um so enger schloß und um so fester seinen Hals einschnürte. Das Korn im Umkreise war vollständig in die Erde getreten, die Haare vom Halse gescheuert. Aber er war schon am Ende seiner Kraft. Abgezehrt und matt, mit halbgebrochenen Augen und herabhängender Zunge lag er und winselte nur mehr heiser. Es war der reine Zufall, daß ihn die Frau fand. Sie getraute sich gar nicht, ihn zu lösen. Aber sie hatte ihn erkannt und meldete es uns. Aus der notwendigsten Arbeit rannte der Vater davon, um Flott zu retten.

Es war möglich, daß es wieder so um ihn stand. Man fand aber nichts; denn wo sollte man suchen? Oder sollten ihn die Diebe weggeräumt haben, die bei uns Holz stehlen wollten? Sie hatten ihn ob seiner verlässlichen Wachsamkeit schon länger Untergang geschworen. Oder sollte er in die Schußweite eines Wildhegers gekommen sein? Jäger und Heger vergöttern meist ihre eigenen Hunde, aber die anderer Leute mögen sie nicht leiden. Besonders, wenn diese sich die Freiheit nehmen, auch einmal eine Streifung durch ihres Herrn Gefild zu unternehmen. Es braucht ja nicht immer die Absicht dahinzustrecken zu jagen. Nun, und wenn sie ein Häselein aus dem Klee ihres Herrn treiben und in der Verfolgung die Grenze übersehen und sich vergessen, d. h. trachten, es zu fangen: – kann man von einem Hunde die Beachtung eines Gesetzes so nachdrücklich verlangen, daß man seine Übertretung gleich mit dem Tode durch Erschießen ahndet? Wenn in ihm eine uralte Leidenschaft auflodert, die angeborene Feindschaft zwischen Hasen und Hunden von alters her, das sollte niemand gnädiger ansehen als ein Mensch, dem selber das Jagen zur Leidenschaft geworden ist. Der ältere Jäger aber ist der Hund.

Und unser Flott litt keinen Hasen in unserem Klee. Er verfolgte sie weit und gar oft mit Glück. Man sah es an seiner späten Rückkehr und seiner sauber abgeleckten Schnauze. Also vermuten wir nicht anders, als daß ihn auf einem solchen verbotenen Gänge die strafende Hand erreicht hätte, besonders als sich herausstellte, daß die Magd im Drange der Geschäfte vergessen hatte, ihn zu Mittag zu füttern. Nun fuhren wir auch noch bis in die Dunkelheit Weizen ein und wollten nicht Feierabend machen. Da war der Tag für seinen Hunger sicher etwas zu lang geworden. Nach Tagen erfuhren wir, am Rande des herrschaftlichen Wildgeheges liege eine Hundeleiche. Wiederum ließ der Vater die Arbeit stehen und versäumte abermals einen Halbtag. Er fand und begrub sie unter einem Weißdornbusche. Ob er seinen eigenen Hund begraben habe, konnte er mit Sicherheit nicht sagen; er war nimmer kenntlich gewesen.

Das war allen ungemein leid, denn Flott war gern gelitten bei allen Bewohnern des Hauses. Diese Beliebtheit reichte weit zurück, bis in die Zeiten vor ihm. Da hatten wir ein anderes Haus und einen anderen Hund. Das Haus war noch hölzern und auch sonst von unserem jetzigen ganz verschieden. Der Hund aber hatte Flott aufs Haar geglichen. Es war seine leibhaftige Mutter. Beide, das Haus und den Hund, hatten wir bis in jene grausige Maiennacht, in der beim Nachbarn Feuer aufging. Rasch stand auch unser Anwesen in Flammen. Meine Eltern konnten kaum das Vieh und die allernötigste Habe retten.

Um diese Zeit hatte der Hund in einem Winkel des Hauses vier Junge liegen. Als Rauch und Hitze von allen Seiten andrängten, machte auch er sich ans Retten. Er nahm ein Junges zwischen die Zähne und lief durch alle möglichen Räume, wo er doch immer vor Hitze und Kälte Schutz gefunden hatte. Heute war es anders. Überall vertrieb ihn Qualm und Glut. Und während er so umherirrte, verlor er viel kostbare Zeit.

Eben um diese Zeit, in der niemand mehr ins Haus wollte, weil man jeden Augenblick den Einsturz erwartete, stürzte unsere Magd mit einem Aufschrei: „Der Bub!“ in die Kammer. Beim Anblick des Hundes, der sein Junges rettete, hatte sie sich meiner erinnert, auf den man in der Aufregung vergessen hatte. Bange Minuten – bis sie mich herausbrachte. Als sie durch den Flur eilte, stolperte sie über etwas Weiches. Es war das kleine Hündlein; es drängte, obwohl noch blind, in seinem Unverständnis zum Ausgange. Die Hündin hatte es endlich doch an irgendeinem Platze weggelegt und war nach dem zweiten Gelaufen. Da brach der Dachstuhl zusammen. Glühende Balken kollerten über die Bodentritte in den Hausflur und legten sich quer vor die Haustüre, jeden Aus- und Eingang versperrend. Dahinter befand sich die Hündin mit ihren drei Jungen und mußte umkommen.

Es wurde seither im Haus schon oft darüber geredet und oft fast gestritten, wieso man das Vieh im Stalle und manchen geringen Gegenstand wie einen Weikessel und die Holzschube in Sicherheit bringen, auf das

Kind des Hauses aber vergessen konnte, und wer die Schuld daran trage. Es kam nie mehr dabei heraus, als daß die Leute in derartigen Fällen den Kopf verlieren und daß alle an der Schuld teilhatten. Und daß dem toten Hunde, ohne daß er es wohl wollte, das größte Verdienst an meiner Rettung zukomme. Darum bedauerte man seinen Untergang um so mehr und nahm sich mit der doppelten Liebe des überlebenden Jungen an, welches von manchem eilenden Fußes getreten, über manches Hindernis rollend, schließlich in den Garten geraten war. Dort kroch es beschmutzt und durchnäßt, vor Kälte zitternd unter kläglichem Winseln noch umher, als die Sonne aufging und nach alter Gewohnheit bei uns durch das Bodendenster schauen wollte.

Die Magd hörte es, fand es und rettete zum Kinde auch das Hündchen. Sie hatte das sichere Empfinden, dem Hause abermals einen Dienst zu erweisen: Nach und nach nämlich wandelte sich das Schuldgefühl wegen nachlässiger Gefährdung des Kindes in Zuneigung zu dem Wesen, das, wenn auch mittelbar, an seiner Rettung beteiligt war. Und in dem Maße, in dem man hier Dank abstattete, erleichterte sich das Schuldgefühl. Darum gedieh auch das kleine Hündlein so, welches von seiner Mutter außer dem Namen auch das Aussehen, den erbobenen Kopf mit den klugen Auglein, geerbt hatte. Und wie jene hinterließ Flott nach seinem Tode dem Hause den Vorwurf, daß man seinen Untergang möglicherweise hätte verhindern können.

Maria Schmidt

Kurzer Jahresablauf

*Von Schlüsselblumen wagen die Wiesen gelb,
aus Blüten wand um das Dorf sich ein Kranz.
In reifen Feldern rauschte und sang der Wind,
der Sommer schwangte in Duft und in Glanz.*

*Die Buchenwälder fingen zu braunen an,
im Gras nullten die Äpfel wie Gold,
und über's Land, durch ziehenden Schnee dahin,
da fuhr im Schlitten das Christkind hold.*

KARL FRANZ LEPPA

Vater und Sohn

Leonhard Irrigler hatte aus den welkenden Ranken der Brombeerrispe, die auf der Feldmauer wucherten, eine seichte Hand voll überreifer Früchte gepflückt. Er streute sie aber, kaum daß er eine verkostet hatte, wie ihrer überdrüssig in das fahle Gras zu Füßen. Ihn widerte alles Süße an; er vertrug nicht den Nachgeschmack. Die Kinder vom Geiselhofe waren ja nie in die Beeren gegangen. Leonhard hatte sie heute bloß im Versinnen gepflückt, weil er mit der Fuhr auf den Vater warten mußte, der nochmals an den Waldrand zurückgegangen war, um einige der unteren, schweren Äste aus den alten Fichten zu schlagen. Sie sollten auf der Fuhr, die mit Nadelstreu hoch beladen war, während der Heimfahrt das Abrieseln der lockeren Fracht verhindern.

Das Gespann, zwei Rosse, wie sie nur auf dem Geiselhof gehalten wurden, schnub schläfrig die müde Herbstluft; nur ab und zu rasselte sein Geschirr, wenn es die Mähne emporwarf, von einem der vielen Mückenschwärme angefallen, die leise in dem Schweigen des späten Jahres schwangen, das ringsum auf allem lag. Das eine der Tiere, ein Rappe, gewohnt an eine fest zupackende Führung, der es jedesmal mit trotzigem Widerstand begegnete, als ob es dabei immer mehr danach verlange, seine Kraft an Menschenkraft zu messen, der Rappe Brabant schlug nie aus, biß nie; doch riß er gern den Kopf mitwillig während der Fahrt herum, daß das zweite Pferd im Gespann, die behäbige Füchsin, aus ihren schweren, wiegenden Gänge aufschrak, sich wandte und damit so den Anlaß gab, daß es oft, wenn der Wagen oder der Schlitten von solch einem wichtigen Stoß erschüttert wurde, ärgerliche Folgen gab. Auch diesmal tat der Rappe nach seiner gewohnten Laune, als Leonhard an seinem Kummer eine lose Schmalde fester anzog. Die Füchsin bäumte sich auf und sank mit der Flanke an die Wagendeichsel, die krachend in langen Splittern auseinanderbrach.

Den Geiselhöfern, was wenigstens die Männer betraf, schoß nie das Blut in die Wangen. Sie behielten immer ihre Blässe im Gesicht; auch in der Hitze des Sommers: bloß daß um diese Jahreszeit eine dichte bräunliche Saat von Sommersprossen über ihren Nasen und Backenknochen aufging, unter ihrem schütterten, gelblichen Haare ihrer Stirnen vom Schweiß beinern glänzten und die Lider noch schmaler ihre grauen Augen verdeckten.

Als Leonhard nun die Füchsin ansprang, den Fuß hob, um sie in den Leib zu treten, da blieb er fahl um Wangen und Schläfen wie sonst; doch entbrannte jener beinern Glanz über Kinn und Nasenrücken, und sein Schädel schien hinter den erstarrten Zügen seines Gesichtes vor Zornesglut verborgener zu verdorren. Nur die Lippen farbten sich dunkel von dem heißen Atem, der über sie ging.

Indessen stand schon der Geiselhöfer hinter dem Sohn und schlug ihn blindlings in den Nacken. Der Geiselhöfer war dürrtzig von Gestalt; er zählte auch nicht zu den größten Leuten, aber wo er zuschlug, dort ging seine Faust wie Eisen nieder.

Leonhard brach zusammen. Er taumelte zwar gleich wieder empor und wandte sich krachend um, Schmerz, Zorn, Scham trieben ihm Tränen in die Augen. Einige hastige Atemzüge lang maßten sich Vater und Sohn. Der Geiselhöfer lächelte. Er freute sich jedesmal, wenn er seinen Willen und seine Kraft geltend zu machen vermochte, alles vor ihm schwieg, alles sich duckte, keines zum Widerstand die Hand hob.

Leonhard aber hob die Rechte, die gebaltete Faust.

Die beiden Männer standen sich in diesem Augenblick gegenüber wie ein und derselbe Mensch, der sich selbst in seinem Abbild begegnet; nach Jahrzehnten sich selbst erblickt in dem Aussehen seiner jüngeren Jahre – der Vater, auch im Wesen nicht um vieles verändert, es sei denn fester, härter. Wie alles Wachstum der Erde verholzt, bis es tüssig wird und zermürbt.

Der alte Geiselhöfer sah sich denn diese Weile lang sich selbst gegenüberstehen. Deshalb schlug er wohl auch ein zweites Mal nicht

mehr zu. Er schien vor sich selbst erschrocken zu sein. Der Sohn sah vom Fleisch gefallen aus in diesem Augenblick, ganz weißblütig – noch blässer als sonst.

Die langen, fahlen Wimpern verhingen beide Augen, so daß keiner ihrer Blicke sich mit dem des andern begegnete. Der Vater sah nur den Mund des Sohnes, der von der schweren Erregung keuchend geöffnet war und aus dem die auffällig schönen kleinen Zähne schimmerten. Da riß ihn die Erinnerung zurück in ferne Jahre, und er erblickte seine Eva, wie sie, erschöpft von der Geburt des Sohnes, der hier vor ihm stand, im Schlafe gestorben war; und er sah ihren Mund wieder so, der vielleicht noch etwas hätte sagen mögen – wie ihr Kind heute in Trotz und Verzweiflung.

Der Geiselhöfer hatte sich abgewandt; nur ein wenig, nur ein Atemholen lang, das er nötig hatte. Das Erinnern, der Anruf aus dem Jenseits gewissermaßen, schloß ihm die Lider. Da hörte er die Rosse ungeduldig werden, in den Strängen zerren. Als er deshalb wieder aufsaß, war er allein mit Fuhre und Gespann. Indessen war auch das Land entbrannt vom Untergang der Sonne. Dies blendete lange auf den Geiselhöfer. Allmählich erholte sich sein Blick, als seine Augen scheu, beinahe furchtsam hinunter den freien Hang, der wellig aus einer weit ausschwingenden, behäbig getieften Mulde heraufstieg, etwas suchten.

Drunten lag das Dorf, in einem breiten Wall von Obstgärten verborgen. Der Geiselhöfer erblickte dort seinen Sohn, der quer über die letzten Acker und schließlich über den nächsten Zaun setzte, um mit eiligen Schritten in einem schmalen Durchgang zwischen den Häusern zu verschwinden. Den Alten rüttelte ein dumpfes Gelächter in der Brust. Langsam spannte er die Pferde aus und führte sie heim. Er sprach vor sich hin, unverständlich, als ob er Vorwurf gegen Vorwurf abwäge. Immer wieder hielt er seine Schritte an. Die Rosse lauschten nach ihm und schritten unsicher aus. Ihr Herr schalt sie nicht, oder merkte er es nicht.

Als der Geiselhöfer zu Hause anlangte, begegnete er im Garten der alten, tauben Magd, der Eva, die, seit er verwitwet war,

den Haushalt besorgte und auf dem Hause treu und fleißig alt geworden war.

Eva stand an der Gartenmauer und schaute nach der Bergstraße aus. Sie bemerkte den Bauern nicht; er aber sah, daß sie weinte. Doch schien er sich nicht darum zu kümmern; dafür befahl ihr eine Hast und Eile, ins Haus zu kommen. Er stieß die Türe auf und war mit wenigen Schritten in der Stube, in der die Abendsonne auf der Diele schwamm. Nur der Schatten des Geiselhöfers fiel starr, kalt in ihre warme Helle. Dies blieb viele Atemzüge so. Dann hob mit einmal der Geiselhöfer den Kopf, bog den Nacken zurück und horchte. Mund und Augen horchten mit.

Droben, über ihm, in der Kammer des Sohnes, war es still, blieb es still. Auch sonst war nichts im Hause vernehmbar. Da starrte der Geiselhöfer in den Herrgottswinkel drüben. Ein feindseliges Schweigen stand zwischen ihm und dem Erlöser. Seine Hände griffen verwirrt um sich. Erst schien es, als wolle er beide Fäuste ballen. Dann strich er aber wie ein verlegener Bittsteller, oder wie ein abgewiesener, an seinen Westerknöpfen herum, als sollte ein wehmütiges Gebet aus diesem bitteren Augenblick aufbrechen.

Der Geiselhöfer war aber nicht so geartet. Er fand sich wieder in seiner Art zurecht und schritt in die Heiligennische, von wo er die Straße übersah, die über den Berg hinaus zur Kreisstadt führte. Auf der Höhe erblickte er noch einmal seinen Sohn in der einfallenden Dämmerung, bevor dieser jenseits talwärts niederstieg und ihm verschwand.

Da ging durch den Leib des Geiselhöfers eine Erschütterung, und er stieß mit raubem Atem einen wilden Laut aus tiefer Brust aus, daß davon das Flämmchen des Ewigen Lichtes zu Füßen des Heilands verlöschte.

Jetzt war es dunkel um den Geiselhöfer und ganz dunkel in ihm. Auch die Sonnenglut schien zu grauer Asche geworden zu sein an den risigen, knirschenden Dielenbrettern, über denen er schwer zurückwich an die Wandbank, wo er sich niederließ und, auf dem Tische aufgestützt, den Kopf in den Händen barg.

KURT STEINERT

Der Ausruf des Entzückens

Es ist über ein halbes Jahrhundert vergangen, seitdem der Pächter Conrad darin ging, in der Oberlausitz ein Gut zu erwerben. Sein Pachtverhältnis auf einem Hofe in Lehn am Hange der Bautzner Berge war ausgelaufen, und nun wohnte er als ein recht miserabler Städter mit seiner jungen Frau und den zwei Buben in Löbau und sehnte sich auf die Felder hinaus. Da wurde im nahen Dolgowitz ein mittleres Gut zum Kaufe angeboten.

Die Eheleute besichtigten das Gut gründlich. Ihre Mittel waren nicht überreichlich. Ein Gutskauf ist immer ein Wagnis, größte Vorsicht war am Platze. Hof und Felder sahen betrüblich aus. Der Besitzer, selbst kein Landwirt, ließ das Gut von einem Verwalter versorgen oder besser vernachlässigen. Die Felder waren verunreinigt, im reichlichen, dazu gehörigen Waldbestand hatte schon lange keine ordnende Hand gewaltet, die Wiesen und Weiden waren versauert und vermoost. Ähnliches Gerat lag umher, und an den Gebäuden begann der Verfall. Überdies war im Verhältnis zu den Ackerflächen zu wenig Scheunensraum da. Das Vieh sah kümmerlich aus.

Conrad prüfte alles gründlich und lange. Er überschlug, verglich, beurteilte, berechnete und plante. Er schied in Gedanken minderwertiges Vieh aus, schaffte neues an, baute, stellte um, wog das Erreichbare gegen das unausbleiblich Schlechte ab. Es arbeitete hinter seiner bewölkten Stirn, und die junge Frau folgte ihm, jede Frage zurückhaltend, still und in gespannter Erwartung der Entscheidung.

Conrad, ein vitaler, ein „ungetoilter“ Mensch, der noch die Urberufe: Sämmler, Jäger, Fischer und Ackerbauer in seiner Person vereinte, hatte beim Prüfgang über die Fluren und durch den Wald Pilze aus dem Versteck geholt, sie seiner Frau in ein Tuchlein gesteckt, hatte mit Behagen

Fasane aufsteigen und Rehe zum Walde ziehen und im klaren Grenzbache flinke Forellen flitzen sehen.

Und nun, zum Schlusse, erforschten sie das Wohnhaus. Ein stattliches Gebäude! Ein prächtig gewölbter Flur, unverwüsthche, granitene Treppen! Aber auch hier war alles verwahrlost. Die Türen kreischten in den Angeln, in den Dielen saß der Schwamm. Die Tapeten hingen von den Wänden. So stiegen sie endlich zum Stockwerk hinauf, und jedes ging für sich die vielen Kammern rechts und links des langen Ganges durch, als der Mann durch eine offene Tür ein lauter Ausruf des Entzückens erreichte, den seine Gefährtin ausgestoßen hatte. Aus seinen Grübeleien aufgeweckt und neugierig darüber, was es denn in diesem Verfall Bewundernswertes gäbe, trat er zu ihr in einen der westwärts gelegenen Räume. Sie hatte ein spinnwebüberzogenes Fenster geöffnet, zu dem sie hinaussah. Nun lockte sie ihn neben sich. Im Rahmen zeigte sich eins der anmutigsten Landschaftsbilder, die die Oberlausitz zu bieten hat. Links türmte sich der Löbauer Berg aus einem hoch- und buschdurchwirkten Talgelände, und Aaleen und Baumbestände staffelten die weiten Flächen bis zu den sanften Hängen der Bautzner Berge.

„Ist das nicht schön hier? Laßt es sich nicht machen, daß wir hier bleiben?“ Conrad sah hinaus und dann auf seine Frau, die Stirne glättete sich, und dieser Augenblick gab den Ausschlag. Er kaufte das Gut.

Er tat es ihr zuliebe und bestimmt durch ihren Ausruf. Freilich hatte er gegen den Preis des Gutes nur dessen Viertel aus Eigenem zu setzen und mußte sich tief in Schulden stürzen. Die Nachbarn prophezeiten ihm die Katastrophe. Aber er begann zu arbeiten und brachte das Gut zum mürrischen Erstaunen des Dor-



Die Großmutter

fes hoch.

Seine Frau aber, die Schwester meiner Mutter, hatte aus der großen Schar der Nichten und Neffen immer wieder einige Ferienkinder um sich. Sie war es, die mir die ersten Märchen erzählte; sie war die

Begleiterin eines Kinderparadieses. Nach Dolgowitz fahren, war höchstes Glück.

Wir mußten die nordböhmisches Heimat verlassen, und es schickte sich, daß wir in Dolgowitz auf Gutsgelände als Gärtner niederließen. Man grübelt oft darüber nach, warum man dies tut und jenes getan hat, warum man dort gelandet ist, wo man sich gerade jetzt befindet. Man mag von Soegen oder irgendwelchen Schmerzen geplagt sein, man mag das Mühsal des Berufes verwünschen, aber wenn man dann einmal den Rücken gerade macht und den Taubenschwärmen nachblickt, die über den breiten Dächern des Dorfes exerzieren, wenn unablässiger Lerchenjubel den Himmel erfüllt und die Landschaft sich in mannigfaltiger Beleuchtung darbietet, dann kommt mir oft die Geschichte dieser „Landnahme“ in Erinnerung, der ich letztlich mein Hiersein verdanke, und es ist, als läge nach so vielen Jahren immer noch ein Nachklang jenes Ausrufes des Entzückens in der Luft.

A. Bruch-Rölz

Das Leben... Leitsprüche

*Das Leben ist ein seltsam Ding,
Mal ist es ernst, mal heiter
Doch wer den richt'gen Leitstern hat,
Der findet prächtig weiter.*

*

*Das Leben ist kein Freudentanz,
Doch auch kein Trauerzug,
Mit einer Handvoll Heiterkeit
Jongliere lebensklug!*

*

*Man faßt im Leben dann und wann
Auch mal ein heißes Eisen an.
Doch der Erfolg ist unterschiedlich:
Mal brennt man sich, mal geht es friedlich.*

*Verachte nicht die kleinen Freuden,
Nicht die, durch's Mikroskop gesehn.
Wie herrlich ist ein Tag des Lebens
Bei körperlichem Wohlergehn!*

*

*Das macht das Leben lebenswert,
Das Schwere kühn zu meistern
Und an den Wundern der Natur
Sich restlos zu begeistern.*

ERNST FRANK

Warum wir Rosegger die Treue halten müssen

Eine kleine Betrachtung

Mein Vater war ein Volksschullehrer. Deshalb kann ich mich genau erinnern, welch großes Aufsehen der Aufruf des steierischen Volksdichters Peter Rosegger errögte, durch den er am 1. Mai 1909 aufforderte, es mögen sich 2000 Deutsche finden, die je 1000 Kronen für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen spenden sollten, wobei die Spende erst gelten sollte, wenn die Summe von zwei Millionen erreicht worden sei. In neun Monaten war der Betrag erreicht. Der großartige Erfolg ermunterte dazu, die Sammlung fortzuführen, und noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges waren drei Millionen überschritten. Verwaltet wurde die Stiftung vom Deutschen Schulverein in Wien, einem Schutzverband für deutsches Volkstum.

Obwohl wir Buben nicht gern zur Schule gingen, ergriff uns die Tat Roseggers bis ins Herz hinein. Warum waren denn die deutschen Schulen an den Sprachgrenzen in Gefahr? Warum? So wurde uns der Name Roseggers ebenso geläufig wie der OldShatterhands oder der Winnetous, obwohl wir natürlich nicht wußten, daß Rosegger ein Förderer Karl Mays war. Und wir spielten nicht mehr „Indianer und Trapper“, sondern „Deutsche und Tschuschen“ und es kostete jedem eine große Überwindung, bei der Partei der Tschuschen mitzutun. Der Sprachgrenzkampf in den Rosegger mit so viel Tatkraft eintrat, endete 1945/46 mit unserer Ausreibung.

Rosegger schrieb ein fremdwortfreies Deutsch wie sein großes Vorbild Adalbert Stifter. Deswegen müssen wir ihm besonders die Treue halten, denn heute ist die Sucht, unsere Sprache durch Fremdwörter zu verseuchen, besonders gewachsen. Heimweh nennt man Nostalgie und aus Heimatvertriebenen möchte man nur gar

zu gerne Emigranten machen. Daß eine große Dichtung auf Heimatliebe und Heimmattreue gründet, möchte man nicht wahrhaben. Man wundert sich aber, daß es heute im breiten Volk an Volks- und Staatsbewußtsein mangelt.

Nichts ist darum erfreulicher, als daß der Staackmann-Verlag heute noch jedes Jahr ein Buch Roseggers wieder neu auflegt und daß der Stocker-Verlag eine Rosegger Biographie bringt. Rosegger durfte die Erfolge mit seinen Büchern noch erleben. Sein „Waldbauernbub“ erreichte eine Auflage von 2 Millionen. In 22 Sprachen wurden Roseggers Bücher übersetzt. Zum 70. Geburtstag (1913) sollte ihm der Nobel-Preis verliehen werden. Die über Roseggers Eintreten für deutsche Grenzlandschulen empörten Tschechen, die eben über nur zu gute Verbindungen verfügten, wußten die Preisverleihung zu verhindern. Anstelle Roseggers erhielt damals der Inder Rabindranath Tagore den Preis. Als die Inder erfuhren, wie die Preisverleihung zustande gekommen war, gaben sie sechs Rosegger-Bände in der Hindi-Sprache heraus.

Rosegger liebtes Buch war ihm sein „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.“ Es ist ein Roman aus der Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe. Peter Mayr war ein Bauernführer im Krieg gegen Napoleon wie Andreas Hofer, Josef Spackbacher, Joachim Haspinger oder Josef Struber. Er hätte sein Leben durch eine Notlüge retten können. Er aber blieb bei der Wahrheit, bekannte sich zu seinem Führertum und wurde am gleichen Tag wie Andreas Hofer erschossen.

Das Leben der Rosegger-Bücher bedeutet auch heute wieder eine wahre Stärkung in unserem Glauben an den endlichen Sieg des Guten, Schönen und Reinen.

Klingende Glöckchen am Geschirr

Einstige Schlittenromantik

Die ältere Generation spricht heute viel früher, von damals, als es noch Roß und Wagen gab, im Winter natürlich den Schlitten, als die Asphaltstraßen noch nicht bis in den Wald hinein führten. In jener Zeit war vieles im Leben einfacher, aber auch beschwerlicher, vor allem jedoch genüsslicher. Der Schnee kam zur rechten Zeit, er soll sogar von besserer Qualität, vielleicht auch weißer wie heutzutage gewesen sein, was allerdings aber erst noch zu beweisen wäre. In allen Orten gab es Schlittengespanne für eine Ausfahrt in die verschneite Landschaft und für eine erholsame Winterfrische in die verschneiten Wälder. Klingende Glöckchen am Geschirr kündeten jeden Schlitten schon von weitem an. Die Pferdewäuler dampften in der klaren, kalten

Luft und der Kutscher auf dem Back ließ die Peitsche knallen. Das in unseren Tagen die ganze Welt beherrschende Auto hatte damals noch Seltenheitswert. Ausserdem war seine Fahrtüchtigkeit im Winter auf verwehten Straßen begrenzt. Landschaft, Städte und Dörfer besaßen noch keine Autostraßen und waren noch nicht so aufgeräumt wie heute.

Der Wohlstand und damit die Motorisierung hat vieles geändert, auch die Romantik einer Schlittenfahrt gehört der Vergangenheit an. Sogar im Wintersport ist die Freude am Mitmachen einem Ehrgeiz gewichen, bei dem es zuerst ums Mithalten geht. Selbst ältere Jahrgänge jagen die Loipe entlang und meinen, sie müßten unbedingt ihre 10 bis 15 km schaffen, um nicht als schlappe Männer angesehen zu werden. Zum Schauen in der Natur nimmt sich niemand mehr Zeit, selbst Sport und Erholung brauchen ihren Streß, nicht allein die berufliche Tätigkeit. Von einer gemütlichen Skiwanderung ist kaum noch etwas geblieben und ein Schlittengespann auf freier Schneebahn, das ist schon eine Seltenheit, ein Nostalgiepuffer im hektischen Getriebe eines Wintersportplatzes. Wenn es doch der Fall ist, dann dient der Auftritt meistens nur der Reklame, um dem Touristen und Urlauber ein Idyll vorzugaukeln, das es ganz selten noch gibt.

Was früher zum Alltag eines Winterurlaubes gehörte, zum Mittelpunkt jedes dörflichen Schneevergnügens, damit ist es zu Ende. Dabei sind sich die jungen Leute damals unter der warmen Decke auf dem Schlitten oft näher gekommen, als es heute in der Diskothek der Fall ist. Die Sportler nehmen sich keine Zeit mehr, um mit dem Schlitten zu fahren, es geht ihnen nicht schnell genug. Dabei kann eine Schlittenfahrt mehr Erholung brin-

gen, als sonst ein anderes winterliches Vergnügen. Eine Fahrt bei Sonnenschein durch den winterlichen Märchenwald, wenn ringsum alles glitzert und funkelt, wenn der Schnee schwer auf Fichten- und Tannenästen liegt, kann zu einer Fahrt in eine Zauberwelt werden. Man lehnt sich im Schlitten zurück und zieht die wärmende Decke höher. Selbst kalte Füße stören keineswegs beim Träumen, das wie ganz von selbst beginnt. Winterlieder tauchen im Gedächtnis auf. Lieder aus der Kinderzeit, Schneeflöckchen, weiß Röckchen, reise rieselt der Schnee und andere mehr. Manchmal bricht das Pferd in die Schneebahn ein, dann schüttelt es seine Mähne und die Glöckchen am Geschirr verleiren den rhythmischen Klang, der sonst die Gangart bestimmt. Im flotten Trab beginnt das Pferd allmählich zu schwitzen. Von seinem Körper stiegen kleine, weiße Dunstwölkchen auf, die ganz deutlich nach Gaul riechen.

Wo immer heute jemand mit einem Pferdeschlitten fährt, überall bleiben die

Leute stehen und schauen. Die Kinder bekommen staunende und glänzende Augen, sie erinnern sich an die Märchen vom Christkind, das demnach ja auf einem Schlitten zur Bescherung auf die Erde gefahren sein soll. Das sanfte Klingeln, mit dem das Gefährt leicht und sicher durch die weiße, wellige Landschaft gleitet, läßt auch vorbeikommende Skifahrer wie gebannt einhalten. Sie verfolgen den Schlitten mit den Augen, bis er hinter einer Bodenwolle verschwindet. Das Klingeln des Glöckchens ist dann in der Stille noch eine Weile zu hören. Es klingt wie ein Zeichen aus längst vergangenen Tagen.

Wer nicht in die Geschichte schaut, geht mit verschleiertem Blick in die Zukunft.

- ❁ -

Heimat war Arbeit,
Heimat ist Arbeit,
Heimat läßt sich nur durch Arbeit gewinnen!

Anton Garkisch

Mein Pfeiflein

*Nun babe ich auf meine alten Tage
Ein kleines Tabakpfeiflein mir beschert;
Brennt es, denk' ich des Vaters leidbeschwert,
Der treu ihm bis zum letzten Herzensschlage.*

*Wir saßen winters, daß uns recht behage
Des Stübchens Enge, hart am warmen Herd
und pafften plaudernä, aller Sorg' entschwert,
Blauwölckchen hoch bis an die Balkenlage.*

*Ein Opfer war's; hergeisterten im Rauch
Der Abnen Schatten, denen gleicher Brauch
Ein Feierabendstündlein hat verüßt.*

*So kommt es, daß ich, du geliebte Pfeife,
Allabendlich andächtig nach dir greife,
weil mich in dir die ganze Sippe grüßt.*



Damals, da gab es noch Winter...

Foto: Emil Elster

Neue Heimat

Als meine Großmutter die Heimat verlassen mußte, war sie sechsundachtzig, als sie starb, siebenundachtzig.

Das liegt schon wieder lange Zeit zurück, aber ich sehe noch wie heut, wie sie sich verstoßen umdrehte, um einen letzten Blick auf ihr Häuschen zu werfen; die Obstbäume hingen gerade voll roter und gelber Kirschen, es war August und die Ernte dieses Jahr ergiebig.

Die Großmutter lächelte ein wenig verlegen, als sie merkte, daß ich ihr heimliches Kopfwenden zum Haus hin bemerkte; lächelte, um nicht weinen zu müssen. Ein Lächeln, das mir ins Herz schnitt. Dann marschierte sie, den Stock fest aufsetzend, rüstig voran. Die Fahrt ins Ungewisse war ihre erste wirklich große Reise, und schon im ersten Fünftel fragte sie: „Ist noch weit?“

Wir erschrakten sehr.

Erst aufmerksam aus dem Autofenster blickend, dann dahindämmend, dazwischen kurz erwachend, überstand sie schlecht und recht die weite Fahrt.

Bei der einstündigen Rast, die wir mitten im großen Wald, durch den unsere Straße führte, ihretwegen einschoben, lag sie entspannt auf einer dicken Wolldecke und verfolgte aufmerksam unser Tun. Sie weinte nicht, lächelte uns an, wenn wir zu ihr hinschauten, doch wie mögen ihre Gedanken gewesen sein?

Das habe ich, auch in den kommenden Wochen und Monaten, nie ergründen können, sie legte ihre Seele niemandem bloß.

Und hätten wir in ihrem Namen und auf ihre zögernden und ängstlichen Bitten hin keine Briefe an zurückgebliebene Verwandte geschrieben, hätten wir nie etwas über ihr Inneres, wie es sich in der Fremde ausnahm, erfahren.

Sie lebte auf, wenn es ans Schreiben ging und diktierte uns ihre Sorgen und Bedenken. Die Sorge einer Mutter an ihren Sohn, an Tochter und Enkel. Nie vergaß sie dabei, unser Können im Briefeschreiben lobend und bewundernd hervorzuhoben. Und schon ehe sie zu diktieren begann, dankte sie vielmals für unsere Mühe, die allein es ihr ermöglichte, mit den daheimgebliebenen Kindern, die auch schon über sechzig Jahre alt waren, zu sprechen, wie es ihr das Herz gebot.

So besuchten wir sie wieder einmal an einem Wochenende und fanden sie gesund und gelüsterter vor als sonst, auch lebhafter und etwas lustiger als einige Wochen vorher.

Es ging ihr gut, aber wie gesagt, in die Seele kann man nicht hineinschauen. Da die Großmutter aber öfter laut lachte und wirklich belustigt, nicht nur aus Höflichkeit, wollte mir scheinen, es sah auch in ihrer Seele nicht tröstlos aus. Wie gern beruhigt man sich doch selbst.

Daß ihre Gedanken aber nicht ausschließlich bei dem guten Essen und in der schönen warmen Küche weilten, erkannte man aus ihren gelegentlichen Bemerkungen über die Daheimgebliebenen. Sie hing immer noch sehr an ihnen, und was nicht ganz so war, wie es hätte sein sollen nach Großvaters Tod, nach welchem sie viel allein war in ihrem Haus und sie sich häufig vor Gewittern fürchtete, die sich in der waldreichen Gegend hartnäckig einnisteten und wild tobten, das würde sie im Laufe der Zeit vergessen. Sie sprach auch nicht mehr von den einsamen Tagen, da sie stundenlang allein war.

Sie hatte diesmal wieder ein großes Anliegen und hatte Angst, ob ich das auch schaffen würde, was sie wünschte. Sie wollte wieder einen Brief diktieren, der ihr sehr am Herzen lag. Zögernd und etwas verlegen begann sie: „Liebe Kinder! Ich bedanke mich für die Gratulation zu meinem Geburtstag, ich habe eine große Freude gehabt“ (sie drückte ein bißchen herum, lächelte verlegen und flüsterte mir dann ins Ohr, damit es die anderen nicht hörten): „daß mir Tränen von Augen gekommen sind. Mir geht es gut, ich bin zufrieden.“

Lieber Sohn, wenn Du das Kellerfensterl zumachst, zuerst ein Büschel Stroh und dann Kartoffelkrauter drauf, vom Rauchtang fallen Funken herunter und könnten das Stroh entzünden und das Schipfl fangt an zu brennen. Und liebe Dein Ol bitte im Keller auf und nicht im Schipfl. Ihr braucht Euch um mich nicht grämen, ich bin gut aufgehoben.

Lieber Christian, bleibe fein bei der Nacht nicht so lange draußen und schau Dir die Gesellschaft gut an, mit der Du umgehst, und folge Deiner Mama, die meint Dirs gewiß gut. Und vergiß nie aufs Zusperrn, wenn Ihr fortgeht. Und streitet Euch mit niemand. Christian, verkühle Dich nie, damit Du nicht krank wirst, schonst Euere Gesundheit.

Viele Grüße an Euch sendet Mutter.

Die Schwiegertöchter sind gut mit mir. Ich schlafe in der schönen warmen Küche.“

Diesen letzten Satz diktierte sie mit im Hausflur. Sie hatte Bedenken des einen Schwiegersohnes wegen, denn, so meinte sie: „Ich habe ihn doch aus der Küche vertrieben, wo mein Bett steht, war sein Kanapee, auf dem er sich jeden Mittag ausgeruht hat. Und jetzt soll er nicht auch noch hören müssen, daß ich mich darüber freu, weil ich das schöne Fleckerl erobert habe.“

Vor den Schwiegertöchtern hatte sie überhaupt die größte Angst, aber sie scheinen sich zu freuen über die Anwesenheit der Mutter, die Ruhe ausstrahlt, Güte und Verstehen.

Auch ich profitiere von ihrer Anwesenheit. Ich kauere mich ans Fußende ihres Bettes und fühle mich glücklich und zufrieden wie sonst nirgends.

So kann ich stundenlang sitzen, ohne Wünsche, ohne viel Gedanken, einfach so dasitzen oder liegen. Manchmal reden wir ein wenig, oft aber schweigen wir, ein zufriedenes Schweigen.

Wären nur die Briefe nicht. So gerne ich schreibe, so sehr beunruhigen sie mich, weil sie zeugen von vielen vielen Stunden, in denen

Mutter an daheim denkt, sich vielleicht vermissen fühlt, einsam und verloren trotz aller Liebe, die sie umgibt.

Manchmal spricht sie dann mehr für sich als für uns: „Wißt ihr das noch, wie aus dem Ofentürl der Feuerschein über die Bretter von der Stube torkelte?“

Sie brachte poetische Ausdrücke in ihre Rede, ein Ergebnis ihres Nachdenkens.

„Wir haben nicht so schnell Licht gemacht wie die Heutigen. Da mußte gespart werden. Und ganz früher, da gab es nur Petroleumlampen“, sie sagt es, als war das damals im Paradies.

In einer Hand hält sie ein sauberes Taschentuch, mit dem sie von Zeit zu Zeit die Augen auswischt, die jetzt häufig etwas tränen. Mit der anderen streicht sie die Haarsträhnen zurück, die ihr lästig sind. Sie erzählt, erzählt... Und immer ist es die Heimat, die ihre Phantasie in Bewegung setzt. Es sind glückliche Stunden und Stunden, die ans Herz greifen, denn obwohl Großmutter nie weint, nicht in unserer Gegenwart jedenfalls, wissen wir, womit ihre Gedanken sich beschäftigen und wir können nicht helfen, können sie nur liebevoll behandeln, gut zu essen geben, ihr die Wünsche von den Augen ablesen. Alles aber ersetzt nicht das kleine einsame Haus auf der Höhe, auf der die Gewitter doppelt drohend wirkten, in das der Blitz einschlug und ein Menschenleben forderte, und bei deren Gewalt Mutter sich meistens in den Keller flüchtete.

Alles ist vergessen. Was blieb ist ein Satz, den sie mir einmal geheimnisvoll zuflüsterte, so, als schäme sie sich ihrer Gefühlsaufwallung, ein Satz, der mich erstaunte und erschreckte: „Alle können glücklich sein, die noch leben dürfen, wo sie geboren wurden.“

Nach ihrem Ableben, einige Monate später, schrieb der Oberlehrer des Ortes, in dem sie zuletzt lebte, im gutgemeinten Nachruf: „Die Verstorbene hatte bei uns eine neue Heimat gefunden.“



*Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fehlt.
Theodor Körner*

SOMMERTAGE DER KINDHEIT

DIE SCHNELLA KICHERTE BRAUN ZWISCHEN DEN STEINEN, DIE GRAUWEISS schimmerten von gedörrtem Schlamm und Tang, und ruderte die dunkelgrünen Flechten der Algen.

Wir sprangen von Stein zu Stein, und es waren Städte, über die wir den Weg nahmen: Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg. Dort im dunklen Tümpel ragte mächtig Amerika, wo die Hammerschmiedbuben einen Bruder hatten.

Mit dem Atlas auf den Knien hatten wir diese und fünfzig andere Örtlichkeiten entdeckt. Auch der Rheinfall bei Schaffhausen war da und gluckste und räuselte und schäumte zwischen den Steinen.

Wir hüpfen nach Hamburg und wateten von da durch das tannenumschattete schwarze Wasser nach Amerika; der Ozean ging uns bis an den Hals.

„Na grüß dich Gott, Karl!“ sagten die Hammerschmiedbuben zu einem Stengel Krauseminz. „Weil wir dich nur wieder einmal treffen!“

Aber der Karl verlautete kein Wörtel.

Da kam dem kleinen Helm das Weinen.

„Depp“, sagte der Franz zu ihm, „verstehst gar keinen Spaß nicht.“ —

Um die großen Steine im Bach lagen wir auf dem Bauche und fingen die Weißfische, Barben, Forellen und wenn es gut ging auch Hechte mit der Hand. Lief einer der glatten Leiber unter den Blöcken spitzig aus, dann mußten zwei heran, denn es war ein Aal.

Der grausamen Jagd mit Stechern und scharfen Schieferplatten war ich nicht so geneigt; eher dem Prellen im Winter, wenn die Fische unter dem glasigen Eise standen.

An den unterhöhlten Bachrändern und im Graben der Hammerschmiedekrebste wir, mit einem Köder von faulender Rindsleber; die war fetzenweise an leichte Stangen gebunden, und wo wir auslegten, krabbelten die

Krebse herbei, drehten sich um und begannen mit der richtigen Seite zu fressen. Waren sie in dies berauschte Treiben verloren, hoben wir sachte den Köder und mit ihm die Fresser, und alsbald schob sich an einer Stange der Fangteller, ein mit Schnur überflochtener Reifen, unter die ahnungslose Beute, und dann zappelte der Krebs im Geflecht, und der Fang war geschehen.

Wenn es aber sein mußte, schenkten wir uns die Umständlichkeiten und faßten kurzer- und geschwinderhand die Tierlein um das federnde Mieder.

Ein richtiges Geduldspiel war das Angeln, wenn einem die Elritzen den Regenwurm von der Angel zuserten und die großen Weißfische vornehm und gelassen um den Köder kreisten und verächtlich den Schwanz warfen. Wenn ich versuchte, sie mit der Angel zu reißen, bogen sie ein wenig mehr aus, kamen aber gleich wieder, mit Bewegungen, die wohl sagten: „Aber nein, wie du dir das vorstellst!“ —

Einmal war eine Dürre wie seit Menschengedenken keine. Das Getreide röhrte an den Halmen aus, die Schoten hingen weiß, das Grummet dörrte, bevor es unter die Sense kam. Im Wald knisterte die Streu und staubte das Moos, die Pilze verdarben im Keim durch das Geschmeiß; die Waldwasser rannen als der Speichel eines Erschöpften dünn und läulich hin unter Farn und welkem Lattich. Auch die Nachbarschaft des Baches konnte nicht retten; das Bett war klafterweit ausgetrocknet, in der grellen Sonne wurde der trockene Schlamm immer kalkiger. Unter Geröll und Schiefer, oft unsichtbar, schlichen die Fäden des Wassers, den nächsten Tümpel kümmerlich zu speisen.

Die Eltern und die Nachbarn lamentierten über die große Trockenheit, uns Kindern aber war das Wetter recht. Wir trugen wenig am Leib oder auch gar nichts. Das Hüten machte Freude, weil man über den Bach laufen konnte wie durch die Stube; in den Tümpeln war das Wasser gering geworden, so daß man viel erforschen und plündern konnte, was sonst im schwarzen Wasser und Schatten verheimlicht war. In die Rattenlöcher am Bachrand konnten wir bei hellem Tage hineinschauen; allerhand Furcht, die in meinem Hirnlein nistete, rauchte in dieser Helligkeit

aus. Aber der Tümpel bei den großen Steinen, der tiefste weit und breit, war immer noch schwarz vor Tiefe, er ließ nicht in die Löcher, man hätte noch immer tauchen und den Hals dem Wassermann borgen müssen, und die großen Fische tummelten immer noch furchterregend dort drunten und warfen im Wenden die Schwänze, als wären sie dreimal so groß. Das Wasser stand kalt wie in einem gedeckten Brunnen; das machten die großen Tannen, die sich an dieser Stelle dicht und schwer über den Bach beugten, so daß er breit im Schatten lag.

Die Weißfische, Barben und Hechte hatten sich meist in die tiefen Tümpel verzogen, wie jetzt beim Fischen zu merken war. Die Aale waren rein verschwunden. Die Forellen aber, welche Schatten und Sonne brauchen, Quellfrische und den Tummelplatz der Insekten, und sich meist im kleineren Wasser aufhalten, weil ihnen die flachen Höhlen unter den Uferstauden gerade recht sind, die Forellen waren übel daran. Wo sonst der Bach rieselte und gluckste, starrten grau-bleich die Schiefer und Blöcke, und die schattigen kleinen Tümpel waren seichte Wannen voll lauen, schalen Wassers. Die Forellen standen darin, matt, am Verschmachten, sie rührten kaum merkbar die Flossen, die Mäulchen bebernten kläglich offen, die Kiemen fieberten. Ich konnte den Tieren zusehen, als ob ich sie im Scheffel hätte. Ich studierte genau, welcher Arten die Punkte an ihrem Leibe waren, und da sah ich, wie mancher Fisch von Wasserwanzen und Egel'n besetzt war und am weichen Bauch blutig angefressen.

Ich sah, daß es dem Ungeziefer in der üblen Zeit am besten ging; denn auch unser Waldmann hatte jeden zweiten Tag eine Einreibung mit Erdöl nötig, die Holzerböcke zapften ihm das Blut ab.

Ich fing die Forellen ohne viel Mühe mit der freien Hand; aber es machte keine rechte Freude. Im Brunnentrog, im frischen Wasser konnten sie sich erholen; vom Stall und vom Schupfen her flogen die Mücken und Fliegen an, die Fische durften noch einmal jagen, es fiel da auch den mattem nicht zu schwer; noch einmal lebten sie auf, schwangen den schlanken Leib in edlem Bogen, atmeten ruhig das kühle, volle Element. Aber als sie sich wieder erfrischt hatten, machte ich ihnen den Garaus, schlitzte

ihnen den gelbsilberigen Bauch auf und schmiß die Innerei dem Geflügel vor.

So holte ich etliche Male Forellen heim, und jedesmal stimmte mich die wiedergewonnene Lebensfreude der Fische nachdenklich. Und eines Tages nahm ich die Forellen in die Kanne und setzte sie im Schaftümpel wieder aus, zwischen der Einmündung zweier Quellwasser, unter Fichten und Erlen. —

Ansonsten war es eine feine Sache, Beute heimzutragen; aber das Schönste blieb doch das Fangen selber. O seliges Durchbeben, wenn die Fingerspitzen die festen Schuppen trafen! Und was kam da nicht alles vor! Als der lange Hecht mit meinem Perlmuttermesserlein quer im Leibe durchging, geriet ich arg in Schweiß; endlich sah ich das kostbare Stück zwischen braunen Gründelsteinen liegen, harmlos, als hätte es der schlanke Herr nur so aus der Westentasche verloren.

Aber einmal tief im Walde ließ ich den riesigen Weißfisch unter dem Block entkommen, dessentwegen ich schon eine halbe Stunde im Wasser gelegen hatte, während mir das Kreuz zum Weinen weh tat, und während ich lachte, weil die Elritzen so kritzelig an meinen Zehen zuserten; denn vierzig, fünfzig Schritte weiter führte eine Fischotter seine zwei Jungen aus, sie spielten in der Sonne auf einem flachen Stein, ein Anblick so selten wie beseligend.

Ähnlich war es beim Schwämmesuchen. Viel Freude machte die volle Tasche, das blinkend belegte Brett, das raschelnde Säcklein mit den getrockneten Schwämmen und das bare Geld. Aber die Seligkeit lag im Suchen, in der Ahnung eines lichtbraunen Köpfleins da, einer von Schwarzbraun zu Weiß sich wandelnden Kappe dort, eines dichtgestreuten Segens goldgelber Fuchslein auf dem Waldrasen. Und dann fiel mir Korb und Messer aus den Händen, als ich das erste Mal den Baumläufer sah, wie er kopfunter die Rinde hinab trippelte, lachhaft und gespenstisch.

Ein schreckhaftes Erlebnis war es auch, im Kieselkraut des Quellgrundes eine große Ringelnatter anzutreffen, die einen braunen Frosch im Radien hatte und sich soeben anstrengte, den ansehnlichen Burschen zu

verschlucken. Ich ging mit dem Stecken auf das Untier los, und da ließ es denn doch locker; ich trug den Frosch, dem das Herz flatterte, ein Stück weiter, während die Natter unter empörtem Zischen entschlängelte.

Meine seltsamste Begegnung im Walde aber war ein Dutzend fremder, großer, hochbeiniger Vögel, nicht unähnlich dem Vogel Strauß, der mir ja einigermaßen bekannt war. Als sie meiner ansichtig wurden, hoben sie schlangenhaft spähend und schluckend die hohen Hälse und brachen in ein fremdes Gegacker aus. Mir war entrischt zumute, ich packte mich schleunigst aus dem Wald und staubte heim. Daheim war schon ein Telegramm für den Vater da, es seien Trappen aus einem Gehege der Czernin'schen Herrschaft entkommen, sie müßten eingefangen werden. Das geschah dann im Nachbarrevier, wo ein Wildzaun dieser seltenen Jagd günstig war.

Ein großartiger Gesell beim Fischen, freilich kein umgänglicher, war der Reiher, der damals im Waldtal nistete. Wenn er zwischen den Waldwänden und darüber kreiste, das schaute noch nach Flügeln aus! Aber sie schossen die stolze Sippe zusammen, als die Fischtümpel zu stark geplündert wurden.

Zaubrisch im Zickzack schwang der blaugrüne Eisvogel über den Bach, ein flügger Saphir auf der braun- und silbernen Flut.

An dies und andere Dinge des Tals mag ich noch denken einst, wenn der letzte Abend fällt.

Waldbgang!

Trag' zum Walde deine Seele,
Deine unberührte Hin,
Dafß sie sich dem Lichte vermähle
Bei des Morgens Anbeginn.

Lasse die Gedanken fluten
Durch die Stille der Natur,
Und du spürst in Tagesgluten
Einer Gottheit Warten nur.

Wie gesegnet sind die Stunden
Deiner Arbeit, deiner Lust,
Wenn du früh dich so gefunden
So dich überwunden hast.

Maria Stena.

Gertrud Fussenegger

DAS ALTE HAUS IN BÖHMEN

DAS HAUS MEINER GROSSELTERN WAR EIN GEWÖHNLICHES STEINERNES HAUS unter vielen seinesgleichen in einer der vielen grauen rechtwinkelten Straßen der Stadt. Aber für mich war es der wunderbarste Ort der Welt. Wenn wir in der Stadt wohnten, führte mich meine Mutter alle Tage zu ihren Eltern in jenes Haus. Ich war damals noch ein kleines Kind, sie mußte mir die Hand reichen, damit ich die hohen Stufen der steinernen Treppe bis zum zweiten Stockwerk bezwang. Droben hob sie mich auf, ich zog den eisernen Strang, eine Glocke gab einen heiseren Laut. Und schon eilte drinnen ein Schritt herbei und eine Stimme fragte hinter dem messingvergitterten Guckfensterchen: „Wer ist's?“ — „Ich bin es, Großmutter“, rief ich, „mach auf.“ Da erscholl ein Ausruf der Freude, der Riegel flog zurück und die Türe auf. Das Vorzimmer war dunkel, aber zwei Arme streckten sich einem aus der Dunkelheit entgegen und ein weiches Gesicht beugte sich zu einem hernieder und küßte einen auf die Wangen. Dann ward man aufgehoben, auf eine Kommode gesetzt, man ward der Haube, des Mantels und der Tücher, oder was man sonst an Hüllen trug, entledigt. Andere Schritte kamen aus anderen Gemächern herbei und neue Stimmen erschollen und eine jede versicherte dem kleinen Besuch des lieblichsten Willkommens. Und endlich tat sich die große Stubentür auf und der Großvater erschien auf der Schwelle, der alte strenge mächtige Mann in seiner alten, allen Moden längst entrückten Tracht. Er hob den Finger und lächelte und winkte einen zu sich. An seiner Hand trat man in die inneren Gemächer. Da war das Speisezimmer mit dem Klavier und den kleinen geschnitzten Burgen auf den Bücherschränken; dann das Wohnzimmer mit dem Schreibtisch des Großvaters, der dort höchst seltsame und begehrenswerte Dinge aufgestapelt hielt. Das wunderbarste davon war ein winziger gläserner Schrein, in welchem das kaiserliche Schloß zu Schönbrunn abgebildet war. Wenn

nichts ist verlöscht von den einzelnen Eindrücken und Gefühlen der Kindheit, nichts. Sehnsüchte und Freuden, Wünsche und Hoffnungen meines Lebens hatten sich früh in diesen Bildern der Wirklichkeit geoffenbart. Das weiße Linnen auf der sommerlichen Wiese, sein Leuchten, sein reiner, kühler Atem, das feuchte Gras und die bloßen Füßchen, die marmornen Gestalten der Gruft, das weiße Haus in dem parkartigen Garten, die sommerliche Kirschenernte – ein Reigen von Traumbildern der Kindheit um das fröhliche Grün der Gießkanne mit ihren zwei goldenen Streifen . . .

Ich meine, wir dürfen den Träumen, die sich in unserer Daseinsfrühe aus der Liebe zu besonderen Dingen offenbaren, nicht untreu werden, auch dann, wenn sie sich im Alter nicht erfüllt haben sollten. Denn die Träume gelten jenseits ihrer Erfüllung, jenseits von Gelingen oder Mißlingen.

F. G. Holbenfreyer.

Jugendland.

So kommt die Zeit, sei deiner Schwingen Raum
So kühn gespannt durch alle ferne Welt,
Die Stunde kommt: Sternhell am Himmelsaum
Erblüht dein Jugendland, ein Friedenstraum,
Und zwischen dir und ihm – das brache Feld.

Wo liegt dein Korn? Allüberall verfan.
In fremdem Land wuchs es zu fremdem Brot.
Bald fengt der Reif das zähe Unkraut an.
Dein Feld will ruhn. Vom letzten Thymian
Ein müder Hauch. Und Heimat tut dir not.

Verhallt – dein Jubel und dein Schmerz, verhallt.
Der tiefe Quellenlauf gewinnt den Ton.
Raunt noch im Blut der Kindheit Buchenmaß?
So kühn du seist, klug, weiterfahren, alt –
Der Quell wird einmal laut. Du bleibst sein Sohn.

DIE WAHRHEIT WIRD SIEGEN!

Aus der Rede des Sprechers Dr. Walter Becher am 25. Mai in Stuttgart bei der Hauptkundgebung des Sudetendeutschen Tages 1980

„Die Wahrheit wird siegen!“

Dieses Leitwort hat für uns Sudetendeutsche einen bitteren Beigeschmack und ist dennoch der gültige Trost der Geschichte. Bitter ist es für uns deshalb, weil es im Wappen jenes Staates Verwendung fand, der sich „Tschechoslowakei“ nannte und die Wahrheit unseres Rechts sowie anderer Völker und Volksgruppen unterdrückte. Als wahr erwies sich dennoch, weil es den Panzer der Selbsttäuschung dieses Staates sprengte und klar erwies, daß kein Volk, keine Gemeinsamkeit auf die Dauer bestehen kann, welches aus der Lüge, aus der Täuschung lebt.

Das ursprüngliche Recht auf Selbstbestimmung ist die Leitlinie unseres Strebens! Wir nehmen es für alle Völker, wir nehmen es für das deutsche Volk, wir nehmen es daher auch für uns selbst, für die Deutschen des Sudetenlandes in Anspruch! Es ist so selbstverständlich, daß eigentlich nur verschüchterte Menschen geneigt sein können, es zu verschweigen.

Eine stolze Leistung

Die Sudetendeutschen als Schützlinge bayerischer Schirmherrschaft sind nicht nur Nehmende, nein, auch Gebende in reichem Maß: 30 Jahre Geduld, 30 Jahre friedliche und konstruktive Aufbauarbeit an unserem Staatswesen Bundesrepublik Deutschland, 30 Jahre Beitrag zum kirchlichen, kulturellen und geistigen Leben – wirklich: eine stolze Generationenleistung!

Dafür danke ich Ihnen heute als bayerischer Staatsminister. Daher ist es aber auch mein Wunsch, daß Sie alle dieses große Erbe, das sowohl die Leistung jedes Einzelnen als auch der Gemeinschaft einschließt, weitergeben als Ihren besonderen Beitrag zu unserem gemeinsamen Staat, zu seiner Stabilität und zu seinem guten internationalen Ruf.

Aus der Ansprache des Bayerischen Staatsministers für Arbeit und Sozialordnung Dr. Fritz Pirkl, bei der Hauptkundgebung des Sudetendeutschen Tages 1980.

Von der jüngsten sudetendeutschen Geschichte

Aus der Ansprache des Herrn Ministers für Kultur und Sport von Baden-Württemberg, Prof. Dr. Roman Herzog beim St.-Festabend am 24. Mai 1980 in Stuttgart:

Als scheidender Minister für das baden-württembergische Schulwesen möchte ich die Gelegenheit nützen, auch den sudetendeutschen Lehrern ein aufrichtiges Wort des Dankes zu sagen. Ich weiß um die Bedeutung des Reichs-Volksschulgesetzes von 1869 für die damalige Donau-Monarchie, um die Qualität der K. u. K. Lehrerausbildungsanstalten, der Handelsakademien und Staatsgewerbeschulen, der „Bürgerschule“ überhaupt; Einrichtungen, die von der ersten Tschechoslowakei übernommen worden sind. Wenn heute in unserem Lande die Realschule eine so rasante Entwicklung genommen hat, so haben dafür in den ersten Nachkriegsjahrzehnten auch die sudetendeutschen Bürgerschullehrer eine beispielhafte Pionierarbeit geleistet.

Es ist ein legitimes Anliegen der Vertriebenen, wenn sie von allen Bildungseinrichtungen erwarten, daß die jüngste Geschichte ungeschminkt dargestellt wird. Dazu gehört im Falle der Sudetendeutschen auch die Unterdrückung in der Zwischenkriegszeit und das Vertreibungsgeschehen mit dem Massaker von Aussig oder dem „Brünner Todesmarsch“, die ebensowenig vergessen werden dürfen wie die scheußliche Vergeltungsaktion von Lidice im damaligen Protektorat. Wer – wie unsere vertriebenen Mitbürger – in der Stuttgarter „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ schon 1950 die Hand zur Versöhnung geboten hat, der verdient nicht nur unseren vollen Respekt, sondern auch unseren Schutz gegenüber Verdächtigungen und Verleumdungen.

Das heutige München und die Sudetendeutschen

Die Sudetendeutschen haben in München tatkräftig und unverzagt am Wiederaufbau mitgearbeitet. Sie haben mit uns Schutt geräumt und Häuser gebaut. Sie haben mit uns eine zerstörte Wirtschaft wieder „angekurbelt“ – mit Fleiß und Ausdauer ebenso wie mit Unternehmensgeist und Sachverstand. Sie haben nicht nur ihr reiches kulturelles Erbe (das einzige „Fluchtgepäck“, wie das ein Sudetendeutscher einmal gesagt hat) in unsere reiche Münchner Kultur eingebracht. Sie haben uns durch ihr Bekenntnis zu diesen überlieferten Werten angespornt, auch selbst unsere überlieferten Werte zu bewahren.

Sie haben sich nicht nur auf ihre Forderung eines gerechten Ausgleichs verlassen: denen gegenüber, die ein glücklicheres Schicksal vor der Vertreibung bewahrte. Sie haben sich an die Seite der Münchner gestellt, wo immer es eine gemeinsame Aufgabe für München zu lösen galt. Sie haben es uns damit leicht gemacht, auch an ihrer Seite zu stehen.

So haben die Sudetendeutschen ihren Beitrag zu einer realistischen, auf Recht und Verantwortung gegründeten Deutschlandpolitik geleistet. Denn ohne die Verantwortung für Frieden und Freiheit, ohne das Recht auf Heimat und Selbstbestimmung wäre eine solche Politik das beschriebene Papier nicht wert.

Die Millionen-Stadt München hat also allen Grund, über die Einwohnerstatistik hinaus den Sudetendeutschen dankbar zu sein für alles, was sie zur „Heimat- und Weltstadt“ München beigetragen haben.

*Oberbürgermeister Erich Kiesl
Sudetendeutscher Tag 1979*

+

Zeichhaft und beispielgebend für Europa ist die Treue der Sudetendeutschen zum angestammten Volksgut und zum überlieferten Kulturerbe. Denn das in Freiheit sich einigende und geeinte Europa kann nur ein Europa der völkischen und kulturellen Vielfalt sein. Die europäische Freiheit wächst nur aus der europäischen Vielfalt.

Hier haben die Sudetendeutschen, angefangen von der „Charta der Heimatvertriebenen“ aus dem Jahre 1950 bis heute Zeichen gesetzt, die zukunftsweisend den Weg aus dem Leid der Vergangenheit in eine gemeinsame Zukunft freier europäischer Völker weisen können.

*Bayer. Min.-Präs. Dr. Franz Josef Strauß
beim Sudetendeutschen Tag 1979*

+

Heimat, das ist für mich nicht allein der Ort an dem die Toten liegen; es ist der Winkel vielfältiger Geborgenheit, es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist, in der Sprache, im Gefühl, ja selbst im Schweigen aufgehoben, und es ist der Flecken, an dem man wiedererkannt wird; und das möchte doch wohl jeder eines Tages: wiedererkannt, und das heißt aufgenommen werden.

Siegfried Lenz



Schau, Mutter, der Abend ist milde und schön,
Und wir sitzen im Frieden beisammen.
Einmal muß alles zur Ruhe gehn,
Auch das Klagen und das Verdämen.

Das Vergangne war hart, doch muß' es so sein.
Warum? Gott wird es schon wissen.
Es haben noch immer durch Leiden und Pein
Erst die Menschen ihn finden müssen.

Dort, wo jeht Dämmerung den Himmel bezieht,
Liegt unsere Heimat, die ferne.
Doch eh' noch vor Dunkel das Aug' nichts mehr sieht,
Erstrahlen ihm tröstlich die Sterne.

Dorothea Zwiener

PETITION

An die Unterzeichner-Mächte des Potsdamer Übereinkommens
und den Generalsekretär der Vereinten Nationen
für das Sudetenvolk überreicht von
den Vertretern der sudetendeutschen Sozialdemokraten

Wir, die Unterzeichneten, waren frei gewählte Vertreter der sozialdemokratischen Sudeten-Arbeiter im letzten Vorkriegs-Parlament der Tschechoslowakei. Unsere Partei blickt auf ein halbes Jahrhundert brüderlicher Zusammenarbeit mit der tschechischen Arbeiterklasse zurück. Sie war ein treuer Verbündeter des tschechischen Volkes in dessen schwersten Stunden.

Aus dieser Vergangenheit sollten wir wohl das Recht ableiten dürfen, als Sprecher des Sudetenvolkes bei der Friedensregelung gehört zu werden. Wir glauben und hoffen zuversichtlich, daß die Unterzeichner-Mächte des Potsdamer Übereinkommens und die anderen hohen Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen es nicht ablehnen werden, die Sache eines zentral-europäischen Volkes zu überprüfen, das mehr als drei Millionen Menschen zählt, und das seit 1918 dreimal schon das Objekt willkürlicher Entscheidungen anderer war.

London, 1. März 1947.

Wenzel Jaksch

Eugen de Witte

Franz Katz

Dr. Robert Wiener †

Die Sache der Sudeten-Demokratie

Der geschichtliche Hintergrund

Da die Sudeten-Streitfrage durch verschiedenartige Auslegungen der zentral-europäischen Geschichte verdunkelt wurde, wollen wir die bedeutenderen Tatsachen, die das Schicksal der Sudetenbevölkerung beeinflussen, nochmals kurz festhalten.

Die Sudetendeutschen kamen nicht als Gefolgschaft Hitlers, sondern um siebenhundert Jahre früher, nach Böhmen und Mähren. Sie kamen auch nicht als Eindringlinge oder Eroberer in die böhmischen Länder. Unsere Vorfahren folgten der Einladung der Přemysliden-Könige von Böhmen im 12. und 13. Jahrhundert. Wir zitieren ein berühmtes Dokument, das die Freiheiten umschreibt, die den deutschen Kaufleuten und Handwerkern gegeben wurden, die sich unter der Prager Burg ansiedelten:

»ICH, SOBIESLAV, Herzog der Böhmen, mache allen Gegenwärtigen und Kommenden kund, daß ich die Deutschen, die unter der Burg von Prag siedeln, in meine Gunst und unter meinen Schutz nehme, und ich will, daß diese Deutschen eine besondere, von den Böhmen unterschiedene Nation bleiben sollen, wie sie sich auch in ihren Gesetzen und Bräuchen von diesen unterscheiden. Ich ermächtige diese Deutschen, entsprechend den Gesetzen und der Rechtsordnung der Deutschen zu leben, wie sie dessen sich schon seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Wratislaw, erfreuten.«

Herzog Sobieslav II. von Böhmen, (1173 - 1178)

Nicht nur Prag, sondern alle Städte Böhmens und Mährens (mit Ausnahme Taboer) wurden von unseren Vorfahren geschaffen. Der größte Teil des Grenzgebietes von Böhmen und Mähren, in dem die Sudetenländer lebten, hatte vorher keine slawische Bevölkerung. Harte Pionierarbeit war notwendig, es aus Urwäldern und Sümpfen in Kulturland zu wandeln. Felder und Gärten, Wohnhäuser und Werkstätten, Bergwerke und Fabriken verdanken ihre Schaffung und Entwicklung der friedvollen Arbeit vieler Generationen. Nach Naturrecht (das Dr. Benesch in St. Germain ausdrücklich anerkannte) ist der Anspruch der Sudetenländer auf deren Heimatland älter und nicht weniger göltig, als jener der weißen Bevölkerungen der beiden Amerikas, Kanadas, Australiens, Neu-Seelands und Süd-Afrikas auf diese Länder.

Niemals vor 1918 gehörten die Sudetenländer einem »Nationalstaate« der Tschechen und Slowaken an. Das Königreich Böhmen hatte wechselnde Grenzen, die sich manchmal gegen Norden bis nach Brandenburg und gegen Süden bis nach Kärnten erstreckten. Fünfhundert Jahre seiner unabhängigen Existenz, von der berichtet wird, verbrachte es überdies als ein Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Die Könige von Böhmen waren die einflussreichsten unter den sieben Wählern des mittelalterlichen Deutschen Kaisers. Viele Jahrhunderte friedlicher deutsch-tschechischer Zusammenarbeit sind von der Geschichte festgehalten. Das einzige Blutvergießen zwischen Tschechen und Deutschen vor Hitler ereignete sich während der Hussitenbewegung, die ihre Angriffsarmeen hinweg über das Grenzland und weit hinein nach Deutschland und Ungarn sandte.

Das böhmische Königtum ging zu Beginn des großen Streites zwischen Katholiken und Protestanten im Dreißigjährigen Kriege unter. Die tschechischen Protestanten, unter einem König deutscher Abstammung, Friedrich von der Pfalz, wurden besiegt und unter ihren hingerichteten Führern waren auch protestantische Sudetenländer. Tschechische und sudetenländische Protestanten wurden nach dieser Niederlage in das Exil getrieben oder katholisch gemacht. Wir fühlen uns gezwungen, auf diese unbestrittenen Tatsachen zurückzukommen, da sie die einseitige tschechische Ausbreitungspropaganda, die mit der Behauptung eines »tausendjährigen Kampfes zwischen Tschechen und Deutschen« aufwartete, als geschichtswidrig erweisen. Daß Ansprüche auf das Heimatland und Eigentum der Sude-

tenländer- aber außerdem auch noch auf den einstigen Besitzverlust adeliger Familien gestützt werden, die vor vielen Jahrhunderten in religiösen Kriegen untergingen, ist sicherlich erst recht absurd. Ohneweiters wird jedermann verstehen, daß es sich dabei lediglich um einen Vorwand für augenblickliche stattliche materielle Gewinne handelt.

Die Sudetenländer waren bis 1918 Österreicher. Sie hatten kein Verlangen, sich von Wien und den Alpenländern des eigentlichen Österreich loszusagen, mit denen sie seit den letzten dreihundert Jahren so eng verbunden waren. Sie widerlegten den »historischen Anspruch« der tschechischen Führer auf das Sudetenland, da es ja doch das ganze letzte Jahrtausend hindurch niemals einen tschechoslowakischen Staat gegeben hat. Die Sudetenländer wurden aber im Jahre 1918 gegen ihren freien Willen und ungeachtet ihres Protestes in den tschechoslowakischen Staat hineingezwungen. Sie waren einem Staate, dem sie unter Zwang eingegliedert worden waren, keine Loyalität schuldig. Dennoch aber zeigte die Masse der Sudetenländer dem tschechoslowakischen Staate gegenüber mehr Loyalität, als die Tschechen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, oder die Kroaten dem zentralisierten Jugoslawien gegenüber gezeigt haben. Nach der Auflösung des Österreich-Ungarischen Reiches war es der einmütige Wunsch der Sudetenbevölkerung, mit ihrem Lande ein Teil der neuen Republik Österreich zu bleiben. Vertreter ihrer größeren Parteien erschienen mit dem österreichischen Kanzler Dr. Karl Renner vor der Friedenskonferenz von St. Germain, um diese Lösung zu erreichen. Woodrow Wilson und Lloyd George bezweifelten sehr, daß es ratsam wäre, sich über den erklärten Willen von 3,3 Millionen Zentraleuropäern hinwegzusetzen. Feldmarschall Jan Smuts erhob im entscheidenden Augenblick eine feierliche Warnung vor der Durchführung der beabsichtigten Eingliederung von vier Millionen dagegen protestierender Sudetenländer und Ungarn in den tschechoslowakischen Staat. Die britische Arbeiter-Partei protestierte in offiziellen Kundgebungen gegen eine derartige flagrante Abkehr von Präsident Wilsons 14 Punkten. Arthur Henderson nahm öffentlich Partei für die Süd-Tiroler und die Sudetenländer.

Die Konferenz von St. Germain stimmte widerwillig den tschechischen Forderungen zu, nachdem Dr. Eduard Benesch namens der tschechischen Delegation ein feierliches Versprechen abgegeben hatte, in dem u. a. erklärt wurde:

»Es ist die Absicht der tschechoslowakischen Regierung, die Organisation des Staates so zu gestalten, daß die staatsbürgerlichen Rechte auf den Prinzipien der Schweizer Konstitution basiert werden, also aus der Tschechoslowakischen Republik eine Art Schweiz, selbstverständlich unter Berücksichtigung der besonderen Bedingungen in Böhmen, zu machen.«

Dieses Versprechen wurde niemals eingelöst.

Ausgangsweise entnommen der Schrift „Wir heißen Gebirg“ von Wenzel Jakab, München, August 1948

ELSE DOLESCHAL-HÜTTNER

○ Kinderland - o Jugendland

Nach jahrelangem Verweilen in der Fremde trieben mich geheimnisvolle Gewalten, zogen mich tausend unsichtbare Fäden an die Stätten meiner Jugend, in mein sonniges Kinderland. Am Eingange des Dorfes, des sogenannten schwarzen Berges, stand ich still um das Bild des lieben, alten Heimatdorfes in mich aufzunehmen. Wohl hatte sich manches verändert. Es wimmelte von Neuanstellungen und viele fremde Gesichter starrten mich ebenso fremd an. Doch durch das Grün der Bäume schimmerte der helle Giebel meines geliebten Vaterhauses und bot mir herzlichen Willkommensgruß. Wohl schlug mein Herz bei diesem freundlichen Gruß ebenso schnell wie einst, nur war es die Wehmut, die diesmal die richtige Freude nicht aufkommen ließ. Langsam ging ich die Dorfstraße entlang und bei jedem Schritt wurden mehr und mehr die vergangenen Tage wach. Der Götzberg mit seinen lieben, alten Eichen, in deren Schatten die Kinder gespielt hatten und Kinderlieder sangen, daß uns die Nachbarschaft gerührt lauschte, der liebe, alte Berg, er stand noch ebenso da, als wären nicht zwischen heute und dem Einst so viele Jahre dahingegangen. Eigentlich ist es ja nur ein Hügel, auf welchem das Haus des Nachbarn steht, aber er heißt allgemein der Götzberg.

Mir wars, als müßte ich die Spuren meiner Kindertüße in dem Sande noch entdecken können und als es in den Wipfeln der Eichen geheimnisvoll zu rauschen begann, glaubte ich einen verlorenen Klang jener Zeit herauszuhören, so daß ich stehen blieb, um zu lauschen. Ganz eigener Zauber umwob da meine Seele und geschlossenen Auges ließ ich Bild um Bild der Erinnerung an mir vorüberziehen. Ich sah mich auf Nachbarns Heuwagen, der mir lieber war als die Klavierstunde, die ich zu diesem Zwecke versäumte, sah mich in der Scheune mit dem Dreschlegel gar geschickt hantieren. Wie lustig war es ferner mit all meinen Gespielinnen im Teiche unweit des Dorfes herumzuwaten, zu spritzen und kühn untersutauchen, wobei ich einmal um ein Haar mein junges Leben eingebüßt

hätte. Dieser ziemlich große Teich ist das Strandbad meines Heimatdorfes und es ziehen im Sommer Scharen von Kindern und Erwachsenen zu demselben, um sich die Glieder in seinen Fluten zu kühlen. Am liebsten hätte ich so fortgeträumt, denn vor dem Betreten meines Vaterhauses hatte ich eine heimliche Angst. In früherer Zeit, wo Vater und Mutter schon an der Schwelle standen, um mich an die Brust zu pressen, zögerte ich wohl nicht so lange wie heute, wo der Schmerz und die Trauer um die geliebten Toten wieder mit Allgewalt über mich hereinbrachen. Voll Andacht, als ob ich in eine Kirche träte, überschritt ich die Schwelle meiner sonnigen Kindheit. Bild um Bild erstand vor meiner Seele und ich fühlte es heiß in die Augen steigen. Ja, das war die liebe, traute Stube, die uns alle vereinte, das war das Fenster zum Garten, durch das im Frühling der Flieder so betäubend hereinduftete und in weiches Mutter im Winter einen grünen Moostepich breitete, bevor die Doppelfenster vom Boden heruntergeholt wurden.

Da war auch die liebe, trauliche Ecke mit dem großen Tisch, auf welchem am Weihnachtsabend ein kleines Fichtenbäumchen prangte. Deutlich sah ich vor mir das rote, großgeblumte Tischtuch, das nur am Weihnachtsabend zu Ehren kam und deshalb auf uns Kinder einen feierlichen Eindruck machte und in die Nase stieg mir förmlich der Duft des Fichtenbäumchens mit seinen Lebkuchenherzen, goldenen Nüssen und sonstigem, billigem Gefflimmer. Obwohl mir nun seit vielen Jahren an jedem Weihnachtsabend eine Riesentanne mit vielen Lichtern erstrahlt, geht nicht der halbe Zauber von derselben aus, als damals von dem Fichtenbäumchen, um das meine kindliche Phantasie viel Geheimnisvolles und Wunderbares wob.

O teures Elternhaus!

Von Erinnerungsfieber geschüttelt wandte ich nun noch einmal alle die Wege, die ich als Kind gegangen und mehr erschüttert am Ende an zwei Grabhügeln still, die so unendlich Teures bergen.

○ Kinderland - o Jugendland . . .

Althaus – Katzenstein – Stegreifen Felsenburgen als Raubnester geschleift

Im Bereiche der großen Felsenellipse von Adersbach und Wekelsdorf, die eine Fläche von 20 qkm einnimmt und deren höchster Punkt der mit einigen Felsgruppen gekrönte Storchberg (785 m) ist, dessen aussichtsreiche Kuppe ringsum abfällt, befinden sich auch die spärlichen Reste von drei Felsenburgen (Althaus, Katzenstein und Stegreifen), welche Raubnester schon zur Zeit Kaiser Karls IV. bestanden haben und die im Jahre 1447 von den schlesischen und lausitzischen Ständen geschleift wurden. Als erster Besitzer dieser Burgen, die ursprünglich dem Straßenschutz dienten, später aber von ihren Inhabern als Stützpunkte zu Raubzügen benutzt wurden, wird in einer Urkunde vom Jahre 1254 ein Rubin genannt.

Die Überreste der Burg Althaus befinden sich südwestlich von Ober-Adersbach. Die Geschichte des Ortes Adersbach (600 m), der aus den Gemeinden Ober- und Nieder-Adersbach besteht und zwei Kirchen von 1330 und 1787 sowie ein Renaissanceschloß aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts besitzt, ist eng mit der einstigen Burg verknüpft. Die erste Ansiedlung erfolgte auf dem Berge „Althaus“, eine Viertelstunde vom Eingange der Adersbacher Felsenstadt entfernt. Ein Jäger hatte sich dort ein hölzernes Blockhaus errichtet. An dessen Stelle wurde später von königlichen Straßenwächtern eine steinerne Burg erbaut. Von dieser Burg, Ebersbach genannt, spricht bereits die genannte Urkunde aus dem Jahre 1254. Später besaßen zeitweilig die Berka von Doba die Burg, nach ihnen saßen hier die Raubritter Bohdanetzky von Hodkov.

Der Name Ebersbach, der sich später als „Abersbach“ von der Burg auf den Ort

übertrag, geht auf den Umstand zurück, daß sich in dem sumpfigen Tale Wildschweine (Eber) aufhielten. Die Lebensbedingungen der Burgbesitzer machten die Urbarmachung nahe gelegenen, ebenen Waldbodens zur Anlegung von Vieh- und Wirtschaftshöfen notwendig. Auf diese Weise entstand das Dorf Abersbach, dessen Bewohner Jahrhunderte hindurch Deutsche waren. Da sich die Burghaber jedoch später auf Straßenraub verlegten, wurde die Bergfestung 1447 durch die schlesischen Fürsten und Städte zerstört. Die Ruine wurde vom Volke das „Alte Haus“ (Althaus) genannt. Der alte Ortsname „Abersbach“ blieb im Volksmund erhalten, seit etwa 250 Jahren heißt das Dorf nach einem Quellbach der Mettau, an dem es liegt, Adersbach.

1377–1380 wurde anstelle der geschleiften Burg in Nieder-Adersbach ein Schloß erbaut, welches im Jahre 1825 einen Umhauf erfuhr. Vom Schlosse aus hat man eine gute Aussicht auf die „Steine“, wie die deutschen Bewohner der Umgegend das Adersbacher Felsengebiet nannten. Am 30. August 1790 besuchte Johann Wolfgang v. Goethe, von Braunau kommend, die Adersbacher Felsen und bezog im Gasthaus „Zur Felsenstadt“ Quartier. An seinen Besuch erinnerte ein Goethe-Relief von Emil Schwandtner, das sich jetzt im Museum in Braunau befindet. Bereits im Jahre 1734 hatte der Landesintendant Rektor Gottfried Langhaus, dessen Sohn in Berlin das Brandenburger Tor erbaute, die ersten Kupferstiche von dem eigenartig gestalteten Felsengebilden in Adersbach herausgebracht, durch die der Ort weithin bekannt wurde.

Eine vortreffliche Aussicht nach Böh-

men gewährt die interessante Felspartie beim Schlosse Bischofstein (660 m) eine Viertelstunde südöstlich vom Storchberg, wo sich auf schmalen Kante die Ruine der Burg Katzenstein (707 m) mit steilem Felskegel erhebt. Es bietet sich hier eine anregende Kletterei in den Resten der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Burg zum Aussicht gewährenden Turm. Zur Geschichte dieser berücksichtigten, seit dem 13. Jahrhundert Katzenstein genannten Raubritterburg, die sich im Besitz verschiedener Adelsgeschlechter befand, lesen wir in dem alten Reisehandbuch „Der Sudetenführer“ von Julius Krebs, das 1839 in Breslau in erster Auflage erschien, die nachstehenden Einzelheiten:

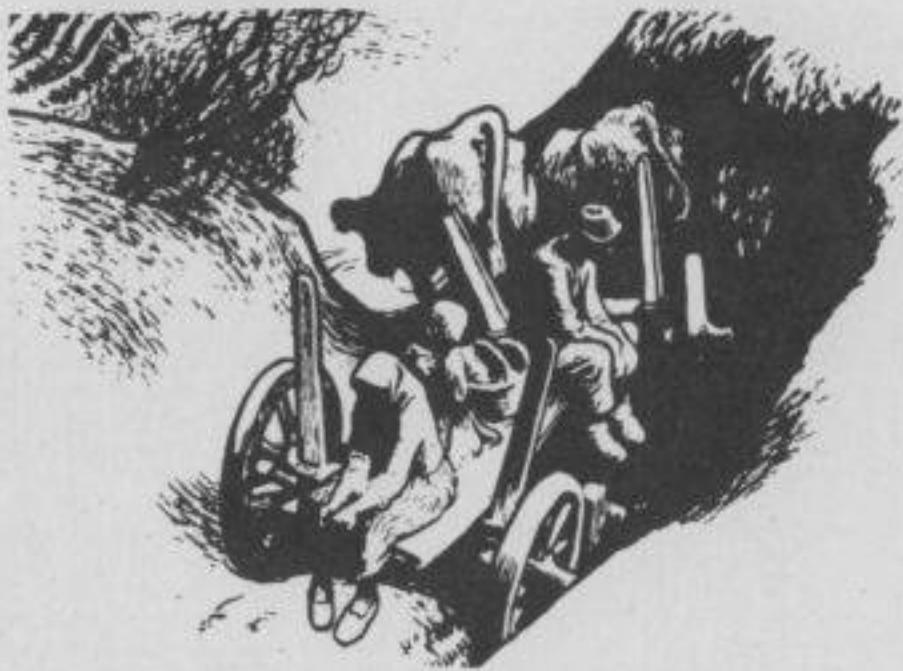
„Kühn erhebt auf schroffen Klippen im Adersbacher Steinwalde nahe dem Dorfe Mohren der Bischofstein seine bedeutende Ruine. Die Burg besaß seit uralter Zeit die Familie Bohdanetzky v. Hodkov, sowie die Festen Adersbach, Schatzlar, Riesenburg, Freiburg, Podenstein u. a. m. Im Hussiten- und 30jährigen Kriege hatte das Schloß, das zur evangelischen Lehre sich bekannte, eine bedeutende Rolle; berüchtigt aber ward es besonders durch seine Raubzüge, die es über Schweidnitz bis Neisse und bis 15 Meilen in Böhmen hinein ausdehnte und mit Brandschatzungen verband, wodurch es große Schätze zusammenbrachte. Noch 1713 waren fünf ihrer Geldkästen vorhanden, deren jeder 20 Strich Hopfen faßte. Schon 1447 hatten die Schlesier und Lausitzer das Raubnest zerstört; nach seiner Wiederherstellung war es dann nochmals auf kaiserlichen Befehl abermals vernichtet und von den Bohdanetzky's und ihren Anhängern fanden 47 zu Gitschin ihr Ende durch Henkershand. Der Rest der Familie ließ sich in England nieder.“

Das unterhalb der Burgruine im Jahre 1666 erbaute, frühbarocke Schloß Bischofstein entstand auf der Herrschaft des Königsgrätzer Domkapitels, die zu jener Zeit gerade der erste Bischof von Königsgrätz erworben hatte. Diesen Umstand verdankt

das Schloß seinen Namen. Seit einer Reihe von Jahren befindet sich in dem Schloß jetzet das Museum des bekannten tschechischen Historien-Romanciers Alois Jirasek (1851–1930), welcher aus Hronov in Ostböhmen stammende Autor vor allem historische Stoffe unter betont nationalen Aspekten behandelt hat. Früher lud die Besucher des Schlosses und der Burgruine eine Gastwirtschaft zur Einkehr ein.

Diejenigen Touristen, welche mit der Eisenbahn bis zum Staatsbahnhof Wekelsdorf fahren und von dort aus die Wekelsdorfer Felsenstadt besuchen, passieren zuerst Unter-Wekelsdorf, dann Markt Wekelsdorf, wo bei der Pfarrkirche links die Straße zum Hotel „Eisenhammer“ am Eingange in die Felsenstadt abzweigt. Am Wege dahin sind zu bemerken die kleine alte St.-Mariahilf-Kirche vom Jahre 1774 mit aufgelassener Iwaniteneremitage und die Ortschaft Stegreifen, welche durch die eigenartige Anordnung ihrer Holzhäuschen auffiel und wo im 12. Jahrhundert die Burg Stegreifen gegründet wurde, die aber bereits im 14. Jahrhundert nicht mehr existiert haben soll. Nach anderen Quellen ist sie aber erst 1447 zusammen mit den beiden anderen Raubnestern Althaus und Katzenstein geschleift worden, deren rechtmäßige Besitzer entschädigt wurden.

Die sehr spärlichen Reste der Burg bezeichnen das gewaltige „Raubschloß“, welches aber nur von Schwindelfreien zu besteigen ist. Die Holzhäuschen der Ortschaft Stegreifen, welche ursprünglich aus zwölf befelderten Häusern bestand, waren früher Wohnungen der Hörigen der Herrschaft Unter-Wekelsdorf. Der kleine Ort ist sehr alt und hatte ehemals eigene Richter. Berühmt war der Käse aus Stegreifen, der bis nach Prag gehandelt wurde. Das jetzige Schloß Unter-Wekelsdorf mit Barockfassade wurde 1601, das Schloß Ober-Wekelsdorf bereits 1599 von Ritter Wenzel Bohdanetzky von Hodkov erbaut. Erwähnung verdient, daß Wekelsdorf der Geburtsort des berühmten Wagnersängers Josef Tichatschek ist.



Ein hartes Tagwerk ist vollbracht

Zeichnung: Oswald Voh

Nie war ich dir inniger verbunden
 Als in diesen schweren dunklen Stunden,
 Da verschlossen mir dein gastlich Tor,
 Da dein Wappen trägt den schwarzen Flor,
 Heimat!

Robert Hohlbaum

Der Bauer und seine Welt

Darüber dürften sich auch die strittigsten Gelehrten einig sein: der Heimatraub hat – materiell und seelisch gesehen – die Bauern am härtesten getroffen. Aber nicht nur deswegen, weil sie zunächst und für längere Zeit gezwungen waren vorwiegend als Bau-, Straßen- und Waldarbeiter zu leben, sondern vielmehr weil sie völlig entwurzelt wurden. Der Bauer wurde eben nicht nur aus seiner Heimat, sondern er wurde auch aus seiner klimatischen, botanischen und kreatürlichen Welt vertrieben. Die Höfe waren nun einmal die Welt unserer Bauern! Dennoch ist dieser völlig entwurzelte Gesellschaftsstand an sich und Gott nicht irre geworden. Nennen wir es Gottvertrauen, Charakterstärke oder Selbsterhaltungstrieb, Überwindungskraft oder Schwimmen-im-Schicksalsstrom. Ganz gleich: wir begegnen hier einem Leitstern menschlicher Größe in einer unmenschlichen Zeit.

O. Zerlik

Historische Beziehungen zwischen zwei Landschaften

Viele Wege führten aus der Oberpfalz nach Böhmen

Das karge, melancholische Land der Oberpfalz, auch „Steinpfalz“ genannt, Land der Burgruinen, der Hammerschlösser, alter Städte und weit sich dehrender Wälder, mag für den Außenstehenden zunächst den Eindruck kulturell-wirtschaftlicher Rückständigkeit erwecken. Wir sollten aber nicht vergessen, was gerade dieses Land an kultureller Fruchtbarkeit dem Osten im Laufe der Jahrhunderte geschenkt hat.

In Regensburg war es, wo im 9. Jahrhundert die ersten böhmischen Fürsten zu Christen getauft wurden. Aus der Schreibschule des Regensburger Benediktinerklosters St. Emmeram gelangten die ersten handgeschriebenen *Godices* nach Prag, welches im Jahre 973 Bistum wurde. In Regensburg residierte der bedeutende Bischof Wolfgang, der schließlich einer Verselbständigung des Prager Bistums zustimmte: „Freudig opfere ich mich selbst und all das Meine auf, damit dort ein Haus des Herrn durch die im Glauben gekräftigten kirchlichen Gemeinden erbaut werde.“

Eine wichtige Handelsstraße führte von Nürnberg über Sulzbach, Amberg, durch die



Wir würden, wenn wir auf unsere Heimat verzichten, selbst dem tschechischen Volk einen schlechten Dienst erweisen, denn die Vertreibung hat, moralisch gesehen, den Tschechen größeren Schaden zugefügt als uns. Eine Wiedergutmachung des uns zugefügten Unrechts würde auch für das tschechische Volk eine Heilung dieser moralischen Schäden mit sich bringen und seine Selbstachtung wieder herstellen.

Dr. Harry Hochfelder (London)

„Furth am Wald“ nach Prag und Kiew. Das „deutsche Ruhrgebiet des Mittelalters“, wie man die Oberpfalz nennt, war eine Quelle moderner Technik und Produktion in Europa. In keinem anderen Land wurde so viel Eisen gewonnen und verarbeitet wie hier. Böhmisches Lehen befanden sich in der Oberpfalz, oberpfälzische Lehen in Böhmen.

Die Söhne des heiligen Bernhard, die asketisch strengen Zisterzienser, brachten von Waldsassen aus nicht nur die Wahrheit des Glaubens, sondern auch die Kunst des Garten- und Feldbaus nach West- und Nordböhmen. Noch im 12. Jahrhundert wurden die Töchterklöster Sedletz bei Kuttenberg und Osseg in Nordböhmen von hier aus gegründet. Mit den Prämonstratensern zusammen ist Böhmen durch sie erleuchtet worden „wie von Sonne und Mond“ – so können wir bei einem zeitgenössischen Chronisten lesen. Sogar die böhmischen Könige suchten ihre Ratgeber aus den Reihen der Mönche.

Wenn auch im 14. Jahrhundert das Egerland als Reichspfand endgültig zu Böhmen geschlagen wurde, so blieb doch bis heute die Pflege der Gemeinsamkeit lebendig. In Sprache, Sitte und Brauchtum sind verwandschaftliche Beziehungen zur Oberpfalz in einem Maße vorhanden, wie sie weder bei den Nord- und Ostböhmen gegenüber den Nachbarländern Sachsen und Schlesien, noch bei den Böhmerwäldern in vergleichbarer Form nachweisbar sind.

Böhmen blieb der Oberpfalz nichts schuldig. Die neugegründete deutsche Universität in Prag vermittelte den oberpfälzischen Klöstern wertvolle geistige Anregungen. Die böhmische Buchmalerei lieferte auch in der Oberpfalz ihre herrlichen Prachtstücke, so daß heute noch die schönste Bibel der Ober-

pfalz, die sich im Besitz des Kollegiatstiftes zur Alten Kapelle in Regensburg befindet, als Schreiber die Namen zweier Männer trägt, die aus Plan und Königgrätz stammen. Auch der erste Regensburger Druck ging aus der Hand eines Egerer Buchdruckers hervor: Johann Sensenschmidt, der die Bibel im Jahre 1485 herstellte. Das Kloster Kladrau an der Mies galt als Bindeglied zwischen Prag und dem oberpfälzischen Kloster Kastl.

Als die „Obere Pfalz“ nach der Schlacht am Weißen Berge im Jahre 1628 als eine Entschädigung für Kriegszahlungen von den pfälzischen Wittelsbachern an den bayerischen Kurfürsten abgegeben wurde, war ihre große Zeit eigentlich vorbei. Aber auch jetzt noch gingen aus dem Land um Regensburg, Pfreimd, Naab, Lauterach und Vils viele bedeutende Männer hervor, deren Namen die Welt kennt. Darunter waren, um nur einige Beispiele zu nennen: Christoph Wilibald Ritter von Glück, der im oberpfälzischen Erasbach geboren wurde und über Komotau, wo er das Orgelspiel erlernte, zu Berühmtheit in den österreichischen Landen gelangte; der Bene-

diktinerabt Anselm Desing aus Ensdorf, der im 18. Jahrhundert in Prag die Gründung einer Benediktinerakademie anregte; der berühmte Baumeister Johann Michael Fischer, der einen Teil seiner Lehrzeit in Brünn verbrachte. Von Prag aus kam Abraham Leuthner und baute mit seinem bedeutenden Gehilfen Georg Dientzenhofen an dem herrlichen barocken Bauwerk von Kirche und Kloster in Waldsassen; und schließlich fertigte der Egerländer Karl Stulp die meisterlichen Holzschnitzereien im Bibliotheksaal des Klosters Waldsassen.

In der Oberpfalz, die seit 1837 ein bayerischer Regierungsbezirk ist, und sich anschickt, durch Industrialisierung und Fremdenverkehr neue Schwerpunkte zu bilden, finden die Sudetendeutschen heute ein neues, wirtschaftliches, kulturelles und geistiges Leben vor. Oberpfälzer und Sudetendeutsche arbeiten im „Oberpfälzer Kulturbund“, der seinen Sitz in Regensburg hat, engstens zusammen, um die Kultur dieses Landes zu erhalten, zu festigen und zu fördern. (K. Sengebirgler.de)



Seeburg, die alte Grenzfestung zwischen Bayern und Böhmen

Wer will uns die Heimat streitig machen?

Ihre Gedanken gehen immer wieder über den Bayerischen Wald hinüber und über den Böhmerwald in das Land Ihrer Väter, in das Land, in dem Sie als Kinder gespielt, als Jugendliche gelernt, und als Erwachsene gelebt und gearbeitet haben. Und viele Generationen vor Ihnen, Ihre Vorfahren schon, haben in diesem Land, an diesem Land, für dieses Land, für Ihre Heimat gearbeitet und gelitten. Herz und Verstand dieser Generationen Ihrer Väter und Vorfahren haben die Landschaft hinter den böhmischen Bergen mit ihrem Geiste durchdrungen und mit ihrer Hände Arbeit gestaltet; und Städte wie Dörfer, Kapellen und Kirchen, Burgen und Schlösser, Werkstätten und Fabriken, Wälder und Wiesen, Bäche, Flüsse und Seen sind auf diese Weise ein Stück ihrer selbst, ihrer Heimat geworden. Das kann man nicht ablegen wie einen abgetragenen Anzug, und das kann man sich auch nicht aus dem Leibe reißen lassen. Das läßt sich nicht einfach wegwaschen, ja, das alles darf auch nicht der Vergessenheit anheimfallen. Niemandem ist es erlaubt, dem Menschen die Heimat streitig zu machen. Wer dem Menschen die Heimat verweigert, verweigert ihm die Menschlichkeit. Wir wissen wohl, was wir selbst zu verantworten haben. Das ist wahrhaftig drückend viel; aber weil wir uns auch für die Zukunft verantwortlich wissen, deswegen und gerade deswegen stehen wir pflichtgemäß zu unserer Heimat.“

Bundesminister a. D. Dr. Heck an die Sudetendeutschen in München am 17. Juni 1966

SIE SCHNEIDEN DAS BROT...

Vom Gemeinschaftscharakter im Erntedank

Das verklärte Zeichen der Erntezeit und des Erntedankes war das Brot. Allein schon die schöne, sinnreiche Arbeitsbenennung: „Sie schneiden das Brot“. Von der oberen Nahe her berichtet Josef Weigert, daß bei der Einbringung der ersten Getreidefuhre die in der Scheune stehenden Kinder den Vater fragen: „Was bringst Du?“

Worauf er sagt:
„Brot für mich und meine Kinder
und die Armen.“

Der gleiche Brauch wurde in einem längeren Zwiegespräch zwischen Bauer und Bäuerin in der Karlsbader Landschaft bis 1939 geübt. Das Schlußwort lautete hier jedoch:

„Für die Leute das Brot
und den Mäusen den Tod.“

Unter „Leute“ sind hier die guten Menschen allgemein genannt. Im Erntebrauchtum wurde der Armen besonders gedacht. So heißt es im Spiel „Die Erntebraut“ von Franz Lorenz:

„Ein Stuhl bleibt frei für die Ärmsten
im Land...“

Im Tepler Stiftsland galt seit altersher:
„Die letzte (kleine) Fuhre
gehört dem Hirtenhaus.“

Bei den Kleinbauern wiederum hieß es:
„Die letzte Garbe gehört dem Hirtenhäusel“.

Das Hirtenhaus war das Gemeinde-Armenhaus. Ihnen gehörte somit das letzte Fuderlein eines jeden Hofes bzw. die letzte Garbe der Kleinlandwirte.

Kein Geringerer als Reichskanzler Bismarck war es, der beim Erntetanz auf seinem Gute Varzin (Pommern) nicht fehlen und, dem Brauche getreu, mit seiner Großmagd fest tanzen wollte. Dabei soll er einmal betont haben:

„Kein Großmacht vermocht mich zu
schwanken, wohl aber meine Großmagd.“

Der feinsinnige Ludw. Heinz Chr. Hölty (1748 – 1776) sagt in seinem „Erntelied“:
„Bei dem Erntemahl öst aus einer Schale
Knecht und Bauersmann...“ O. Z.

NÜRNBERG UND PILSEN

Wer sich mit der Geschichte der Stadt Pilsen beschäftigt, macht schon nach kurzer Zeit die Feststellung, daß zwischen dieser „allzeit getreuen Stadt“ und dem alten Nürnberg die engsten Beziehungen herrschten, die sich in vielfachen Ereignissen widerspiegeln.

So können wir feststellen, daß in der Zeit des XV. und XVI. Jahrhunderts die Verbindung Pilsens mit Nürnberg enger war als die mit Prag, der Hauptstadt Böhmens. Bei näherer Untersuchung der Geschichte der Stadt wird diese eigentümliche Feststellung sofort klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Pilsen im Mittelalter konsequent am katholischen Glauben festhielt, während von Prag aus das „böhmische Ketzertum“ seinen Ausgang nahm. Die obwaltenden sprachlichen Unterschiede, die bei dem oder jenem zu überbrücken waren, fielen nicht so sehr in die Waagschale wie die Tatsache, daß der gemeinsame Glaube die beiden Städte emte. Die in der Reformationszeit entstandene neue Lage bewirkte keinen wesentlichen Umschwung, so daß selbst in den folgenden Jahrhunderten die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht erhalten blieben.

Schon die geographische Lage der Stadt Pilsen als wehrhafte Stadt am westlichen Ausfalltore Böhmens brachte einen steten Kontakt mit dem deutschen Westen mit sich, der sich neben einer sinnvollen wirtschaftlichen Ergänzung in starken kulturellen Bindungen ausdrückte. Zwei Faktoren sind es, durch die wir auch heute noch diese Beziehungen eindeutig nachweisen können: Das Buchdruckgewerbe und die Pilsener Waffensammlung.

Die ersten Buchdrucker, die in Pilsen auftauchten, kamen aus Nürnberg und die Spuren der ersten Drucktechnik führen in die Druckereien dieser Stadt. Nikolaus Baccalareus und Hans Ullbeck, die zu Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts in Pilsen

arbeiteten, hatten ihren Weg von Nürnberg her genommen. Die dann folgenden Buchdrucker hatten ihr Können in Nürnberg erworben und standen ständig in reger Verbindung mit der Stadt ihrer Herkunft. Im übrigen ist selbst die Herkunft der ältesten Pilsener Drücke nicht eindeutig erwiesen, man neigt vielfach zu der Ansicht, daß sie in Nürnberger Druckereien hergestellt wurden.

Im Pilsener Kunstgewerbemuseum befindet sich ein Bild, das ursprünglich in der Kuchmitzer Schloßkirche hing und das Mittelstück eines Hauptaltars darstellt. Das Bild zeigt drei Gestalten: Rechts den heiligen Wenzel mit der Reichsadlerfahne und einem großen Schild, das ebenfalls mit dem deutschen Adler geziert ist, in der Mitte eine Madonnengestalt mit der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupt und dem Reichszepter in der einen Hand. Das ganze auf goldenem Grund gearbeitete Bild ist eine typische Nürnberger Arbeit aus der Zeit um 1450 und zeigt jene scharfen Nürnberger Konturen, die den österreichischen oder böhmischen Künstlern fremd waren. Sowohl die metallisch schimmernde Rüstung, die fein durchgearbeiteten Gelenke derselben, die auf die Waffen- und Rüstungsstadt Nürnberg zurückgehen, als auch die zarte Madonnengestalt, die bis ins Detail durchgearbeitete Haare und die eindeutig deutsche Darstellung des Motivs lassen den Ursprung und die Nürnberger Schule dieses Bildes erkennen.

Weiter interessieren zwei etwa 45 cm hohe Holzfiguren, die von einem Kastenaltar stammen und auf die Zeit Maximilians (etwa 1507) zurückgehen. Sie sind rein spätgotisch. Die eine dieser beiden Figuren zeigt einen Heiligen in typisch Nürnberger Patrizierkleidung, in der ganzen Realistik Nürnberger bürgerlicher Geruchsmaken des Mittelalters. Es ist einfach unmöglich, vor diesen

Figuren zu stehen, ohne sich an Hans Sachs und seine Umwelt erinnert zu sehen. In diesem Zusammenhang sei noch auf den sogenannten Marienod hingewiesen, eine ebenfalls der kirchlichen Lehre entnommene Darstellung, die die zwölf Apostel zeigt. Wenn wir ihre Gesichter betrachten, dann stellen wir an dieser etwa um 1515 entstandenen Holzschnitzerei fest, daß der Künstler ein unwahrscheinlich gewiegt Menschenkennner gewesen sein muß. Die durchwegs in altdeutscher Tracht gekleideten Figuren, die sich um die sterbende Gestalt gruppieren, zeigen die verschiedenen Typen des damaligen bürgerlichen Lebens. Auch dieses Relief steht, wie andere, unter dem starken Einfluß eines Veit Stoß, von dessen Einfluß auf die Kunst im Pilsener Raum manches zu sagen wäre.

Zum Schluß verweisen wir noch auf die sogenannte „Madonna von Horomislitz“, die der Verfasser dieser Zeilen in einer halbverfallenen Kapelle aufgefunden hat und restaurieren ließ. Auch sie geht in ihrer Gestaltung auf Veit Stoß zurück und zeigt in ihrer ganzen Anlage und Darstellung jene Nürnberger Feierlichkeit, die dem Schaffen dieser Künstler zu eigen war. Einfacher und



Alfred Görgl (1931)

HEIMWEH

*Dabeim malt der Herbst seine Farben,
sie leuchten und glühn mir im Traum,
in den Scheunen schlammern die Garben,
rot tröpft es vom Vogelbeerbaum.*

*Die Quellen murmeln und reden,
aus Dächern ein Turmlein spitzt:
hat nicht ein Schimmer von Eden
heimlich hindurchgeblitzt?*

*Mein Herz ist, als breite es Flügel,
oft mücht ich vor Sehnsucht vergehn,
wie der Mond geht über die Hügel
und die Wiesen im Schleier zu sehn.*

klarer liegen die Verhältnisse bei den ungezählten, im Pilsener Kunstgewerbemuseum aufgestellten Bucheinbänden. Diese Arbeiten sind Nürnberger Art und Herkunft. Die im Laufe der Jahrhunderte mit Patina überzogenen Beschläge wurden in Nürnberg gearbeitet und den Buchbindern – die ebenso wie die Buchdrucker aus Nürnberg kamen – zur Verfügung gestellt.

Ein weiteres Ereignis beleuchtet die engen Beziehungen der beiden Städte, aus denen Pilsen den größeren Nutzen zog. Zu Beginn des XVI. Jahrhunderts stand Pilsen in schwersten Kämpfen mit dem adeligen Herrn auf Gröna, Bawarek von Schwanberg. In ihrer Bedrängnis wandten sich die Pilsner an die Nürnberger. Am 20. November und 5. Dezember 1506 gaben die Nürnberger den Bitten der Pilsner nach und verpflichteten für sie einen Büchsenmacher, der kurze Zeit später eintraf und einen Zuzug von Geschossmachern bewirkte. Am 11. Jänner 1507 lieferten die Nürnberger zahlreiche Waffen, darunter jene herrliche Tarashbüchse, die das schönste Stück der historischen Pilsner Waffenkammer ist.

Als sich die Pilsner ihres adeligen Widersachers glücklich entledigten und er seiner Bestrafung zugeführt werden konnte, beglückwünschten die Nürnberger Pilsen zu dem errungenen Erfolg. Als wenige Monate später in Pilsen eine Feuersbrunst ausbrach, die ganze Teile der Stadt in Schutt und Asche legte, sprachen die Nürnberger den Pilsnern das Beileid aus und gewährten der Stadt ein Darlehen von 300 rhein. fl., die innerhalb der nächsten zehn Jahre zurückgezahlt werden sollten.

Mehr als 400 Jahre vergingen, da stand Nürnberg in Flammen. Der Feuerschein war bis Pilsen zu sehen und aus Pilsen kam einer der größten und stärksten Versuche, des furchtbaren Feuers Herr zu werden. Ein Feuerlöschpolizeiregiment, das in der Mehrzahl aus tschechischen Freiwilligen bestand, war mit seinen modernsten Löschgeräten zur Stelle und übte so wahre Nächstenliebe, ohne daran zu denken, daß damit wieder einmal die schicksalhaften Zusammenhänge der beiden Städte sichtbar wurden.

Im Raben- und Überschargebirge: Hauptgipfel ist der Königshaner Spitzberg

Ostlich Schatzlar in Ostböhmen erstreckt sich, von Norden nach Süden streichend, längs der böhmisch-schlesischen Grenze ein im westlichen Teil im Durchschnitt über 800 Meter hoher Höhenzug; das reichbewaldete Raben- und Überschargebirge mit prächtigen Tälern und Aussichtspunkten. Die Höhen des Gebirges, das eruptiver Natur ist und aus Porphyry besteht, zeigen auffällig allmähliche Erhebungen im Osten, dagegen steilen Abfall nach Westen, wo sie im Königshaner Passe abschneiden und die Berggruppe südlich in der Linie zwischen Trautenau und Adersbach endet. Tief eingeschnittene Schluchten sind ihre Eigenart.

Den Hauptgipfel des Rabengebirges bildet der Königshaner Spitzberg (879 m), der ganz bewaldet ist und sich an der Nordgrenze des Braunauer Bezirkes gegen Schlesien auf böhmischem Gebiet erhebt. Auf seinen Gipfel führten mehrere gute Wanderwege mit Ruhebänken. Der östliche Teil des Gebirges ist durchschnittlich über 700 Meter hoch und zieht sich in nördlicher Richtung auf schlesischem Boden hin. Am NW-Fuße des Porphyry-Bergzuges liegt im freundlichen Tal von Schwarzbach und Böber das Grenzstädtchen Liebau (510 m), das als Sommerfrische und Wintersportplatz besucht wurde und als Grenzstation der Eisenbahn Landeshut-Trautenau ein deutsches und tschechisches Hauptzollamt besaß. Die spätgotische Hallenkirche des Städtchens wurde 1735 nach dem Vorbild des berühmt gewordenen Klosters Grüssau neu ausgestaltet und mit schönen Fresken versehen.

Von Liebau aus geht ein schöner Weg durch das Raben- und Überschargebirge hindurch in 3 1/2 Stunden nach Berthels-

dorf und Albendorf. Das vom Riesengebirgsverein gut markierte Wegenetz innerhalb des Gebirgszuges war über 200 km lang. Von den Schluchten des Gebirges verhören das Tal der Liebe am Bach „Liebe“ und der „Rabengrund“ besondere Beachtung. Die Schluchtenwanderung durch das Rabental beginnt an dem Bächlein, welches unweit des Grenzsteines 108 zum Schwarzbach fließt. Der Weg zieht sich in das Innere des Gebirges, zwischen Reihen steiler Berghänge bald steigend, bald fallend 6 km lang hin, um schließlich im Westen am Steinberge wieder ins Königshaner Pfaltal auszutreten. Das böhmische Kirchdorf Königshan (550 m) am Pfarrgraben war bekannt durch seine berühmten Weinhäuser, die sich eines regen Besuches von beiden Seiten der Landesgrenze erfreuten.

Außer dem Königshaner Spitzberg, der 4 km südöstlich von der Bahnstation Königshan liegt, besitzt das Rabengebirge noch eine Anzahl anderer vorzüglicher Aussichtspunkte und viele schöne Waldpartien. Auf böhmischem Gebiet befindet sich der Omsenberg (836 m), der Kutschenberg (801 m) und die Große Lehne. Nach Liebau zu liegt der Rabenstein (806 m) mit Belvedere und, prächtiger Aussicht über das Liebauener Tal und das östliche Riesengebirge. Weitere schöne Punkte sind hier der Denzinfelsen (700 m) mit reizender Aussicht auf das Hochgebirge, das im romantischen Rabentale gelegene Jägerhaus, der Magdalenenfelsen, der Ziedertalblick, die Reibibuche, Baumbachtanne, Urlebrunn, Goldene Aussicht, Rehrugweg und Laube.

Den nördlichsten Teil des Raben- und Überschargebirges bilden die Ullersdorfer Berge mit dem aussichtreichen „Heiligen

Berg“ (700 m), dessen geographischer Name Steinerberg (mundartlich „Stienerberg“) lautet. Die reizend gelegene kleine Waldsommerfrische Ullersdorf (520 m), auch „14 Nothelfer“ genannt, ist dicht umgeben von Pfeifer-, Scholzen-, Raben-, Steiner- und Palmberge, letzterer mit „Marthas Fernsicht“. Die Siedlung mit ihren früher 150 deutschen Einwohnern war einst Sommersitz der Äbte von Grüssau und besitzt eine als Wallfahrtskirche besuchte 14-Nothelfer-Kirche und eine Oberförsterei. Mehrere Gast- und Logierhäuser luden hier zur Einkehr und längerem Aufenthalt ein, während die herrlichen Waldungen des Überschargebirges zu Spaziergängen und Wanderungen lockten. Im Winter herrschen hier ausgezeichnete Schneeverhältnisse für Ski- und Rodelsport. Vom „Heiligen Berge“ führten gepflegte Rodelbahnen nach Liebau und Ullersdorf, und am Rabenstein befand sich eine der größten Sprungschanzen des Riesengebirges, die verstellbare „Gillerschanze“ mit einer Sprungweite bis 70 m.

Am Ostfuße des Raben- und Überschargebirges liegt das 1214 gegründete Bergstädtchen Schömberg (508 m), das gleich Liebau und Ullersdorf als Sommerfrische und Wintersportplatz besucht wurde und ein Mittelpunkt der Leinenweberei war. Schömberg hat ein mittelalterliches Stadtbild mit zahlreichen Holz- und Steinlaubenhäusern, von denen die „Zwölf Apostel“ und „Sieben Brüder“ (über 300 Jahre alte Weberhäuser) besonders bekannt sind. Berühmt waren auch die „Schömberger Würstchen“. Die 1670 bis 1684 in reinem Barock erbaute katholische Pfarrkirche des Städtchens war die erste nach dem 30jährigen Krieg in Ostdeutschland errichtete Barockkirche. Die walddreiche Umgebung Schömbergs ist geologisch merkwürdig, weil diese auf der Grenze zweier Gesteinsarten liegt. Während das Raben- und Überschargebirge mit seinen Porphyrygipfeln die Talsohle noch um 300 m überragt, befindet sich auf der anderen Talseite Sandstein, der bis auf die Entfernung von 20 Minuten an die Stadt herantritt.

Gut zu erreichen ist das Überschargebir-

ge auch von Albendorf (460 m) aus, welches große Pfarrdorf mit Kohlenbergwerk am Südhang des Gebirges und unmittelbar an der Landesgrenze liegt. Es ist der letzte Ort in dem 7 km langen und durchschnittlich 3 km schmalen schlesischen Landzipfel, der sich hier ins Böhmisches herein schiebt. Albendorf ist Endpunkt der „Ziedertalbahn“, welche 22 km lange Kleinbahn von Landeshut im Ziedertal über Grüssau, Schömberg und Berthelsdorf zur böhmischen Grenze führt. Von hier aus gelangt man in einer halben Stunde zu dem böhmischen Bahnhofpunkt Petersdorf der Eisenbahn Trautenau-Wekelsdorf. Sehenswert war die kleine Dorfkirche in Albendorf von 1724 mit reich geschnitzter barocker Kanzel und Hochaltar.

Geologisch gehört der Porphyryzug des Raben- und Überschargebirges zu den Gebirgsbildungen der sogenannten „inner-sudetischen Mulde“ und ist wie die Mehrzahl der steilen, dicht bewaldeten Eruptivkegel des Waldenburger Berglandes in der Rotliegendzeit entstanden. Als besondere botanische Merkwürdigkeit kommt im Rabengebirge an den Rabenfeisen das Porphyryveilchen (*Viola pophyrea* Uechter) vor, welches hier nicht nur in Deutschland seinen einzigen Standort hat, sondern bisher nirgends anderswo gefunden wurde. Das Porphyryveilchen ist eine endemische, d.h. nur an diesem einen Ort einheimische Pflanze. Bemerkenswert sei auch noch, daß in früherer Zeit im Rabengebirge der unter Naturschutz stehende Apollorafalter heimisch war, der aber seit mehr als 80 Jahren dort ausgestorben ist.

Erwähnt sei schließlich noch der sogenannte „Riegel“. Es ist dies ein durch die Senke von Albendorf (Trautenau-Schömberg) vom Rabengebirge getrennter, waldbedeckter Höhenzug (704 m), der, etwa 6 km lang, sich in der gleichen Richtung NW-SO an der Grenze der Bezirke Trautenau-Braunau hinzieht. In der Nähe von diesen befindet sich auch der Hexenstein (738 m), auf dessen Rücken der „Versteinerter Wald“ von Radowitz in Richtung nach Slatin liegt.

Gemeinschaftseinrichtungen der Volksgruppe

- Sudetendeutsche Landsmannschaft* – Hauptgeschäftsstelle, Arnulfstr. 71, 8000 München 19, Ruf: 089/182055
- Sudetend. Akademie der Wissenschaften und Künste e.V.* – Wolfsteiner Str. 14, 84 Regensburg. Geschäftsleitung: Arnulfstr. 71, 8000 München 19
- Adalbert-Stifter-Verein e.V.* – Geschäftsstelle Thierschplatz 4/1, 8000 München 22, Ruf 089/229296
- Sudetendeutsches Archiv* – Thierschstraße 17/III., 8000 München 22, Ruf: 089/294231
- Sudetendeutscher Rat e.V.* – Geschäftsstelle: Tritstr. 1, 8000 München 22, Ruf: 226992
- Sudetendeutscher Sängerbund e.V.* – Bundesgeschäftsstelle: Äußere Sulzfelder Str. 52, 8710 Kitzingen a. M.
- Sudetend. Sozialwerk e.V.*, Sitz München – Postfach 46 (Arnulfstr. 71), 8000 München 19, Ruf: 089/182055

ANTON SCHREIEGG

OSTERLIED

*Golden flammt der Osterstrauch,
Leuchte, Seele, leuchte auch
zu der Erde Auferstehn!*

*Aus dem Grabe bricht der Schein,
Blitzend gleich dem Edelstein
steigt der Strahl steil in die Höh'n.*

Ostern, Ostern – Aufersteh'n!

*Also jubelt alle Erde:
Blumen, Bäumen, Gräsern werde
Lebens Fülle! Mächtig ruft
Windesbrausen in die Gruft:
wacht, erwachet – Aufersteh'n!*

*Helle Chöre in den Lüften
mischen sich mit Farben, Düften.
Heilig sei in allen Breiten,
was sich läßt zur Liebe leiten.
Blutes Macht und Geistes Fließen
überfluten dein Genießen.*

Ostern, Ostern – Aufersteh'n!

Bund der Vertriebenen – Geschäftsstelle:
Gorch-Fock-Str. 1, 5300 Bonn, Ruf:
232042-44

Sudetendeutsches Wörterbuch – Roonstr. 31,
6300 Gießen

Freundeskreis für sudetend. Mundarten –
Nelkenstr. 3/41, 6305 Großen Buseck

Archiv für sudetend. Volkskunde – Roon-
str. 31, 6300 Gießen

Kolbenheyer-Gesellschaft e.V. – Schnieglin-
ger Str. 244, 8500 Nürnberg

Künstlergilde e.V. – Webergasse 1, 7300 Eß-
lingen/N., R.: 0711/359129

*Arbeitskreis Egerländer Kulturschaffender
(AEK)* – Beauftragter: Albert Reich, Ro-
bert-Leicht-Str. 1, 7000 Stuttgart 80.

Arbeitsgemeinschaft sudetend. Erzieher e.V.
Eichendorffstr. 5a, 8264 Waldkraiburg

*Arbeitsgemeinschaft sudetend. Turner und
Turnerinnen in der SL* – Schwerter Str. 201,
4600 Dortmund 41

*Alte Prager Landsmannschaft „Egerländer
Landtag“ im CC* – Adalbertstr. 41c, 8000
München 40

*Heimatauskunftsstelle für den Reg.-Bezirk
Eger* – Luisenstr. 13, 6200 Wiesbaden

Egerl. Sektionen im Deutschen Alpenverein
Auch-Thalkirchner Str. 129, 8000 München 70

Eger – Egerland – Pflanzenmayerstr. 10, 84
Regensburg

Karlsbad – Geschäftsstelle: Lindenweg 5,
8593 Tirschenreuth, Ruf: 09631/2258

Hütten:

Sudetendeutsche Hütte – in der Granatspitz-
gruppe, Talorte Matrei und Kals, 2658 m,
Sektion Sudeten

Bubenreuther Hütte – Schobergruppe, Talort
Kals/Osttirol, Sektion Eger-Egerland,
1827 m

Radstätter Hütte – Sekt. Eger-Egerland, Salz-
burger Schieferalpen

Karlsbader Hütte – Sektion Karlsbad, Lasers,
Lienzer Dolomiten, Talort Tristach bei
Lienz, 2260 m

Abendglockenklänge.

3ja Ernst.

Traute Abendglockenklänge,
legt euch um mich wie ein Kranz —
euer Läuten ist Erinnern
an der Jugend Glück und Glanz

Heimat, Mutterlieb' und Treue
wird mit euerm Singen wach,
ach, ich sehe unser Dörflein,
unfres Hauses niedres Dach

Eine Wiese, weltverloren,
Ringelreihen drüber hin,
dämmerheil'ges Walbestraumen
läutet ihr mir in den Sinn

Hände fassen nach den meinen,
Freundesblicke süß' ich tief,
Namen tauchen auf und Worte,
die manch' Mund einst zu mir rief

Ich, so manches gute Herze
nun im kühlen Grab schon ruht',
hört' euch nicht mehr, traute Glocken,
Gott nahm es in ew'ge Hut

Und so werd' auch ich bald ruhen,
während euer Klingen schallt,
euer Lob, ihr Abendglocken,
dann aus andern widerhallt!



Disharmonisches Dudelsack-Konzert

Eine Prager Erzählung aus der Zeit Karls X.

Ein fabelhafter Kerl war er ohne Zweifel, dieser zur Zeit Karls X. in Prag lebende Graf Harrach, Hauptmann des Kinskyschen Regiments, von dem man sich noch mit Vergnügen manches nette Geschichtchen erzählt! Wo immer sich ihm Gelegenheit bot, seinen noblen Nächsten einen Schabernack zu tun – er ließ es nicht ungenutzt.

Mit einigermaßen fröhlichem Interesse wird man von dem Streich vernehmen, den der Graf der Gattin seines Regimentspatrons, des Feldmarschalls Fürsten Udalrich Kinsky, einst an ihrem Namenstage spielte. Graf Har-

Der Vertriebene

*Ich schickte mein Heimweh
nach den Tälern der Kindheit*

Mein Herz erschießt.

Keine Antwort kam.

Josef Mühlberger

rach hatte zu diesem Zweck zehn Mann seiner Kompanie in die nahe und weitere Umgebung Prags auf die Suche nach allen aufzutreibenden Dudelsackpfeifern ausgeschiedt und auf diese Weise nicht weniger als fünfunddreißig dieser Dudler unter der Zusicherung einer handfesten Belohnung nach Prag kommen lassen, wo er mit ihnen das Ständchen einübte, das sie am Vorabend des Namenstages der Fürstin Kinsky darbieten sollten.

Und als dieser Abend nahte, begab sich gar Seltsames auf dem Altstädter Ring zu Prag, zu dessen Zierden der Kinskysche Palast immer noch zählt: Unter Vorantritt eines Korporals näherte sich der Zug der Dudel-

sackpfeifer, der einen wahrhaft phantastischen Anblick bot, denn es schien, als wanderten hier lebendige Laternen, weil jeder einzelne der Musikanten eine Laterne mit brennender Kerze fest auf den Kopf gebunden hatte und so ein flackerndes Licht um sich verbreitete ...

Als unter gewaltigem Zulauf des Volkes der strahlende Zug vor dem Kinskyschen Palais angelangt war, gab Graf Harrach das Zeichen zum Beginn des Ständchens. Aber welches Konzert war das! Es klappte, als ob der Teufel die Geister der Hölle auf den Plan geworfen hätte. Denn der übersüßige Graf hatte den Dudelsackpfeifern einen strikten Auftrag gegeben. Jeder einzelne war danach verpflichtet, eine andere Melodie anzustimmen, und das taten sie denn auch herzlich gern mit allem Pustestem, den ihre Dudelsäcke hergeben wollten.

„Man kann sich leicht vorstellen, von welcher Art die Serenade war“, sagte ein Lokalchronist. „Ein kühnerer Angriff auf das menschliche Gehör ist selten unternommen worden. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß dieses merkwürdige Ständchen geeignet war, jedermann, der es hörte, wahnsinnig zu machen, und daß die Bewohner auf dem Altstädter Ring und in der ganzen Umgebung aus dem Schlafe geweckt wurden und kein Auge mehr zutun konnten.“

Die Fürstin Kinsky bekam einen Weinkrampf, und der Spaß mit den Dudelsackpfeifern kostete den Grafen Harrach vierzehn Tage Arrest. Kurze Zeit darauf, als neue Klagen über den Kinskyschen Hauptmann beim Landeskommandanten einliefen, wurde seine Versetzung nach Welwarn, einem Städtchen im Prager Landkreis, verfügt. Um ihm den Abschied von der Großstadt nicht allzu schwer zu machen, wurde dem Grafen gleichzeitig die Ernennung zum Stadthauptmann von Welwarn verkündet.

Ans: Otto Bachs handschriftlichem Nachlaß, Mai 1951

OTTO ZERLIK

Kapitän Hermann Ritter

Ein sudetendeutscher Seefahrer und Arktisforscher

Kapitän Ritter zählt zu den vielen Sudetendeutschen, die in ihrer Weise der Welt dienten, von denen aber die eigene Volksgruppe in der Regel wenig weiß. Es scheint somit angebracht, zu seinem 90. Geburtstag einiges aus seinem Leben zu berichten.

Er wurde am 30. 12. 1891 als Sohn des Karlsbader Arztes Dr. Adolf Ritter geboren, wuchs in Karlsbad auf, wo er auch maturierte. Hierauf widmete er sich seinem Studium für

Glaziologie und Meteorologie an der Universität in Innsbruck und war bereits 1913 Mitglied einer wissenschaftlichen Expedition des Prinzen von Monaco nach Spitzbergen.

Von 1914 – 1918 diente er im k.u.k. Heer und war Leutnant der Reserve bei der Hochgebirgsartillerie an der italienischen Front. In den Jahren 1918 – 1924 fuhr er auf deutschen und norwegischen Schiffen (Fischerei und Eismeerfahrt). Nach Absolvierung seines Kapitänpatentes war Ritter Navigationslehrer an der Seefahrtsschule Hamburg-Altona. Im Internationalen Polarjahr 1931 – 32 verpflichtete er sich zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Spitzbergen (Publikationen Geograph. Annaler Stockholm, Schwed. Polarexpedition 1931). Ritter bleibt auf Spitzbergen, macht auf Alleindurchquerungen der Insel (sie hat das Ausmaß von Bayern) kartographische Aufnahmen und Gletschervermessungen. Zusammen mit dem Gouverneur von Spitzbergen werden wochenlange Hundeschrittreisen in noch unerforschte Gebiete unternommen. Sie fahren u.a. über das Eisschild Neufrieslands, das sich in einer Länge von 160 km über einen Gebirgszug im Osten der Insel erstreckt. Die beiden Erstbefahrer und Erkunder geben dem Gebiet gültige Namen, so daß man am 80. nördlichen Breitengrad einen Gebirgssee finden kann, der den Namen eines Sudetendeutschen trägt.

Nun erreichte Ritter die Nachricht, daß er dank seiner Eismeererfahrungen als Kapitän einer Walfangflotte ausersehen ist. So findet man ihn ab 1936 auf Jahresexpedition im südlichen Eismeer.

Zu Beginn des II. Weltkrieges wird Ritters 60.000-to-Tanker „Wikinger“ als Versorgungsschiff umgebaut, das er von nun ab in der Nord- und Ostsee zu fahren hat. Bald darauf bestimmt man ihn, den Tanker



Kapitän Hermann Ritter

Gorgende Liebe ist der Reichtum des Lebens.

Erwin Guido Kolbenheyer

„Brücke“ nach Ostasien zu steuern, ein Unternehmen das unterblieb, nachdem der vor ihm ausgelaufene Tanker in der Biscaya versenkt worden war.

Ritters Polarerfahrungen werden ihm zum Schicksal. Er wird zur Kriegsmarine eingezogen mit der Aufgabe als Schiffsführer und Expeditionsleiter eine Wetterstation auf Grönland zu errichten. Dies gelingt und erst nach einem Jahr wird die, auf einer Grönland vorgelagerten Insel, getarnte Station entdeckt und von amerikanischen Bombern zerstört. Ritter gerät in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst 1946 entlassen wird. Er findet seine inzwischen aus der Heimat vertriebene Familie in Leoben in der Steiermark wieder, wo sie eine neue Bleibe gefunden hat. Hier wird er nun fürs erste Dolmetscher bei der englischen Besatzungsmacht. Nach Erlernung der erforderlichen Sprachen fährt er auf argentinischen Schiffen wieder weite Strecken zur See. Seine Rentnerjahre verbringt er in der alten Bergstadt Leoben, wo er am 30. April 1968 das Zeitliche segnete. Nach einem seemannischen Urteil war er auf allen Schiffen, die er fuhr und in allen unwirtlichen Regionen, in denen er forschte, ein echter Freund im Leben und ein Vorbild über den Tod hinaus.

Ritters Witwe Christiane lebt weiter in Leoben. Sie stammt aus Karlsbad und ist die Urenkelin jenes bekannten Christian Fischer, der der Mitbegründer der westböhmischen Porzellanindustrie war und dessen Fabrik in (Karlsbad-)Pirkesshammer wegen ihrer Erzeugnisse Weltruf hatte.

Zu Frau Christianes schönsten Erinnerun-

gen zählt eine Überwinterung mit ihrem Mann auf Spitzbergen in den Jahren 1934 – 1935. Dort lernte sie die Wahlheimat ihres Mannes kennen und bekam einen Einblick in seine großen Leistungen, die selbst von geübten Polarfahrern bestaunt werden. Sie lebte ein Jahr mit ihm, zwischendurch aber auch wochenlang völlig allein, in einer kleinen Jägerhütte an der einsamen Nordküste, 250 km entfernt von den zwei einzigen menschlichen Ansiedlungen auf der Insel, zwei Kohlebergwerken an der Westküste.

Eines, das das Ehepaar Hermann und Christiane in allen Stücken gemeinsam hatten: eine unglaubliche bescheidene Schlichtheit. Bei ihnen darf man von einer ausgesprochenen Flucht in das „Nicht-bemerkt-werden-wollen“ sprechen. Nur so ist es zu verstehen, daß das heimatische Schriftgut von diesen zwei prächtigen Seelen so wenig zu berichten wußte.

Auch sie, die an den Kunstthochschulen in Wien und München gebildete Frau Christiane, verfiel rettungslos dem Zauber der Arktis. Sie schrieb und malte das außergewöhnliche Buch „Eine Frau erlebt die Polarnacht“, das im In- und Ausland Aufsehen erregte. Es wurde in 18 Sprachen übersetzt, ist in vielen Ländern in Blindenschrift übertragen und ist wegen der großen Nachfrage neuerdings als Taschenbuch im Verlag Ullstein erschienen.

Dieses Buch ist eine Art neue Betrachtung der Polarwelt, das die überirdische Schönheit der Arktis aber auch die Grausamkeit der langen Finsternis und Einsamkeit der Winternacht beschreibt. Nach den eigenen Worten der Autorin verdankt sie das seelische Überleben des Abenteurers vor allem auch der Ruhe und Sicherheit ihres Mannes, der beides in sich vereinigte, den Instinkt des arktischen Naturmenschen, und die geistige, seelische und künstlerische Durchbildung eines Europäers.

Es war dem Teplitzer Julius von Payer vorbehalten, auf seiner österreichischen Polarexpedition 1872 – 73 das Franz-Josefs-Land zu entdecken. Daß es später noch unter unseren Landsleuten Polarseefahrer gegeben hat, die sich auch wissenschaftlich betätigt haben, das hat uns Kapitän Hermann Ritter bewiesen.

ALOIS HOLEY

Staatsbürger dritter Klasse

Es dürfte nur wenigen Sudetendeutschen bekannt sein, daß alle Staatsbürger der Tschechoslowakei in vier Klassen eingeteilt waren, und zwar je nachdem, welcher Nation sie angehörten und wie ihr politisches Verhältnis zum Staat war.

In jedem Reisepaß war ganz unauffällig ein Geheimzeichen angebracht, aus dem alle Eingeweihten, wie Gendarmen, Zollbeamte und Geheimpolizisten mit einem Blick feststellen konnten, zu welcher Staatsbürgerklasse der Paßinhaber zählte.

Ich war von 1913 bis 1944 beim Katastralvermessungsamt in Saaz tätig. Ein tschechischer Amtskollege, mit dem ich mich auch privat ganz gut verstand, hat mich 1938, kurz vor dem Anschluß des Sudetenlandes an das Reich darauf aufmerksam gemacht und mir die Unterschiede zwischen den einzelnen Klassen erklärt. Auf der ersten Seite des PASSES war am unteren Rande gedruckt: „Tiskopis číslo ...“ (Drucksorte Nummer ...) Diese Lagernummer bestand aus einer arabischen und einer römischen Ziffer. Die erste, die arabisch, war die eigentliche Lagernummer. Daneben war noch eine I, II, III oder IV angeführt, und diese römische Ziffer war das Geheimzeichen.

Nämlich: Der Beamte, der den Reisepaß ausstellte, mußte sich vorher im klaren darüber sein, welcher Vordruck mit welcher römischen Ziffer für den Antragsteller in Frage kommt. Einen Paß mit einer I konnte nur ein gebürtiger Tscheche bekommen, der einer Regierungspartei angehörte oder sich sonstwie national betätigte. Eine II bekamen die Tschechen, die nicht in die Kategorie I gehörten, oder über deren Gesinnung man nicht genau im klaren war. Ein Deutscher, auch wenn er wie ich Staatsbeamter war, oder wenn er der SPD, der Christlich-sozialen Partei oder dem Bund der Landwirte angehörte, konnte nur einen Paß mit einer III bekommen. Der Beamte, der meinen Reisepaß ausstellte, kannte mich schon seit vielen Jahren. Trotzdem hatte auch ich eine III in meinem Paß.

In meinem zwanzigjährigen tschechischen Staatsdienst hatte ich es nicht leicht. In der Personalkartei meiner vorgesetzten Behörde waren meine Tschechischkenntnisse und meine Gesamtleistung als „sehr gut“ eingestuft. Trotzdem wurde ich von den Amtsvorständen jahrelang als Staatsfeind behandelt. Alle übrigen tschechischen Staatsbürger hatten eine IV in ihrem Paß. Insbesondere aber Deutsche, die in irgendeiner Weise politisch verdächtig oder unzuverlässig erschienen. Es lag also im Belieben des Beamten, der den Paß ausstellte, welchen Vordruck er wählte.

In Zweifelsfällen hat der Paßbeamte die Festsetzung der Klasse mit dem örtlich zuständigen Národní Výbor besprochen, wie mir mein tschechischer Amtskollege ausdrücklich bestätigte.

Wir glauben, daß die wechselvolle Geschichte der Sudetenländer mit der heutigen Ausschaltung der Deutschen nur in eine neue Phase trat, nicht aber zu einer Lösung von Dauer gekommen ist. Wir können nicht glauben, daß die uns mit Gewalt genommene Heimat auf immer verloren sein soll. Wir bekennen uns aber zu der Lehre, die sich in den Jahrhunderten unserer Geschichte bewährt hat: daß nicht Krieg und politischer Zwang, sondern immer wieder Arbeit, Leistung und opferwilliger Einsatz die Grundlagen für die deutsche Existenz in den Sudetenländern geschaffen haben. Es wird an uns liegen, nicht naheliegender Verbitterung oder vagen Hoffnungen und Gerüchten untätig nachzuhängen, sondern in unverdrossener Tätigkeit unsere Kenntnisse und Fähigkeiten zu mehren.

† Rudolf Schreiber

Das österreichische Reiterlied

Zu Hugo Zuckermanns 100. Geburtstag

Am 15. Mai 1981 jährt sich der 100. Geburtstag des Dichters Hugo Zuckermann. Er wurde in Eger geboren, wo er auch das Gymnasium besuchte und maturiert hat. „Der Schüler und Student Hugo Zuckermann ist einsam gewesen: Von der Geselligkeit mit Gleichaltrigen war er durch seine Zugehörigkeit zum Judentum ausgeschlossen... Auch von seinen Eltern wurde er als Sonderling betrachtet“ (Karl Kern).

In Prag studierte er Rechtswissenschaft. Hier fand er auch seine Gattin. „Sie stammte“ (nach Winigers „Jüdischer Nationalbiographie“, Bd. IV) „aus christlichem Haus, paßte sich aber der Gesinnung ihres Mannes an. Als der Krieg ausbrach, rückte er ein, machte heiße Kämpfe mit und wurde bei Radymno in Galizien schwer verwundet, nach Eger gebracht, wo er am 23. Dezember 1914 starb. Seine Gattin wollte das Leben ohne den zärtlich geliebten Mann nicht fortführen und erschoss sich auf seinem Grabe... Am 19. Juni 1927 wurde in Eger in feierlicher Weise sein Grabmal enthüllt.“

Die „Neue Freie Presse“ vom 24. 12. 1914 berichtet kurz, daß Leutnant Hugo Zuckermann des Landwehr Infanterie-Regts 11, Landesadvokat und Repräsentant der israelitischen Kultusgemeinde in Meran, am 23. 12. 1914 an Kriegsverwundungen gestorben ist.

Als Kaiser Franz Josef I. das „unvergeßliche Manifest“ erließ, eilte Zuckermann zu seinem Landwehrregiment und zog mit ihm in den Kampf. Er war, das bezeugen viele seiner schriftlichen Äußerungen, ein österreichischer Patriot. Die dritte Strophe seines Gedichtes „Als wir die Grenze überschritten“ (25. 8. 1914) spricht unwiderlegbar dafür:

1. RADETZKY schau vom Himmel drein
Und segne deme Streiter! ...
3. Von jeder Familie marschiert ein Sohn,
ein Vater, ein Gatte, ein Bräutigam,

*ein Pfand gab jede Nation,
sein Bestes gab uns jeder Stamm.
Die Waffen hart und die Herzen weich
und die Brust voll Erinnerungen:
In unserem Lager ist Österreich!
Das Österreich der Jungen!*

Durch die Lande und in die Hütten und Herzen aber trug seinen Namen sein „Reiterlied“, das (nach Winiger) „zu Anfang des Weltkrieges durch seine sangbaren Verse weitverbreitung fand und mit seinem menschlich ansprechenden volkstümlichen Ton das schönste deutsche Soldatenlied des Krieges geblieben ist...“:

*Drüben am Wiesstrand
hocken zwei Dohlen —
fall' ich am Donaustand!
sterb ich in Polen!
Was liegt daran?!
Eh' sie meine Seele holen,
kämpf' ich als Reitermann!*

*Drüben am Ackerraum
schreien zwei Raben —
werd' ich der Erste sein,
den sie begraben!
Was ist dabei?!
Viel hunderttausend traben
in Ost' rechts Reiterei.*

*Drüben im Abendrot
fliegen zwei Krähen —
wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen!
Es ist nicht schad!
Seh' ich nur unsere Fahnen wehen
auf Belgerad!*

Der bildhafte kreatürliche Dreiklang der Totenvogel (Dohlen-Raben-Krähen) hat es in sich. Es ist ein wahres Kriegs-, aber doch kein Marschlied. Es wurde mehrfach vertont. Die bleibendste Melodie schuf jedoch Franz Lehar, die unter „Reiterlied 1914“ dem Erzherzog Thronfolger Karl Franz Josef gewidmet worden war und kurz hernach im Verlag Ludwig Krenn, Wien, erschienen ist.

Zum Beweis dafür, daß Zuckermann nicht nur Kriegsheder schrieb, sondern sich auch einer feinsinnigen Lyrik hingab, sei wenigstens eines seiner derartigen Gedichte beigelegt:

Sehnsucht

*Die Nacht ist dunkelwieferblau
und zittert leis' wie Harfensaiten,
als ließ die blasse Mondenfrau
den Mantel von den Schultern gleiten
in langen Falten in die dunkle Nacht.
Ein Nachen, der den Hafen sucht,
zieht ferne durch die blauen Wogen...*

*So ist mein Nachen hoffensicher
ins uferlose Sehnsuchtsmeer
sturmsegelnd ausgezogen.*

Das in diesem Rahmen nur in gedrängter Form. Zu seinem 100. Geburtstag wird es wohl an eingehenden Würdigungen nicht fehlen.

O. Zerlik

HUBERT SCHNEIDER

Fleißig

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges waren unter den Besatzern des Sudetenlandes auch Soldaten der Armee des Generals Swo-boda. Es dauerte dann auch nicht mehr lange und ein Soldat dieser Armee suchte sich unser Haus für sich aus und steckte als Zeichen dafür, daß es einen neuen Besitzer habe, eine rot-weiß-blaue Fahne in die damals reichlich für solche Zwecke vorhandenen Vorrichtungen. Im Oktober des Jahres 1945 wurde unsere Familie zum Frontdienst in das Innere der Tschechoslowakei zu einem Großbauern gebracht.

Bei diesem Bauern war außer uns noch ein deutscher Oberlehrer, der bei der Wehrmacht Major war, und jetzt als Ochsenknecht fungierte (in der Bundesrepublik war er dann Bundestagsabgeordneter der SPD).

Dann war da noch ein deutscher Bankdirektor namens Süßner mit seiner Frau aus Prag. Diese hatten den großen Bestand an

Kühen unter der Aufsicht eines tschechischen Schweizers zu versorgen.

Nun muß ich sagen, daß mein Vater es immer verstanden hatte auch den dunkelsten Stunden ein bißchen Sonnenschein abzugewinnen und, so es irgend ging, einen Spaß zu machen. So trug es sich also eines kalten Wintertages zu, daß mein Vater in einem offenen Holzschuppen auf dem Hof Holz hacken mußte. Nachdem er eine Weile seiner Arbeit nachgegangen war, erschien ihm die Axt nicht mehr scharf genug. Er ging deshalb zum Schmied, der gleich über der Straße seine Werkstatt hatte, um die Axt scharfen zu lassen. Dadurch wurde das Metall sehr stark erhitzt.

Als mein Vater nun wieder im Schuppen angekommen war, ging gerade Frau Süßner über den Hof. Sofort saß meinem Vater der Schalk im Nacken. Er stellte sich so bequem hin wie er nur konnte und tat so, als hätte er nichts anderes zu tun, als unserem Herrgott die Zeit zu stehlen.

Prompt trat auch ein, was er erhofft hatte. Frau Süßner sprach ihn an und meinte, daß er es doch noch am besten hätte und sich so leicht nicht aus der Ruhe bringen ließe. Darauf erklärte ihr mein Vater ganz entrüstet, daß er jetzt unbedingt eine Pause machen müsse. Er hätte bis jetzt so närrisch darauf los gearbeitet, daß die Axt schon ganz heiß geworden sei und die Gefahr bestünde, daß sie sich noch verbiege, wenn er so weitermache. Als die gute Frau das nicht glauben wollte, forderte er sie auf die Axt nur mal anzufassen. Sie solle dabei aber nur ja vorsichtig sein, dann würde sie schon sehen, daß er nicht beabsichtige sie auf den Leim zu führen. Frau Süßner faßte darauf die Axt an und fuhr erschrocken zurück. Das hätte sie nun doch nicht gedacht, daß so etwas möglich sei und sie hätte erst geglaubt mein Vater mache wieder einen seiner Witze.

Sie hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als bei jeder sich bietenden Gelegenheit den im Dorf lebenden Leidensgenossen zu erzählen, was für ein fleißiger Holzhacker mein Vater wäre. Im ganzen Dorf wurde viel über die Episode geschmunkelt. Am meisten lachte natürlich mein Vater darüber.

Ein böhmischer Musikant

Er hieß Josef Kohl, aber wir nannten ihn nur den Borowitzer Seff. Es wäre dem ziehenden Musikanten verwunderlich vorgekommen, wenn er je mit seinem bürgerlichen Namen angedredet worden wäre, den er selber so gut wie vergessen hatte. Aber auch die Bezeichnung Musikant – nun, es hatte so seine Bewandnis damit.

Seine Welt war Böhmen zwischen Königgrätz und Jitschin und hatte unterm Riesengebirge ihr Ende. Vom böhmischen Land zum Gebirge hin zog er, vom Gebirge ins flache Land hinein, und fast auf den Tag genau fand er sich in Städtchen und Dörfern ein. – So ziehen Vögel fort und kehren wieder, so ziehen Wolken und Winde. Die Erde trägt Frucht, wird dürr und öd, Schnee bedeckt sie, in Stürmen erwacht sie zu Blüten und Pracht, wird und vergeht und hat doch immer dasselbe Antlitz, kindlich und uralt. Alte Leute starben, das Leben erhöhte und vernichtete, der Borowitzer Seff zog, in allen Jahren der gleiche, kindlich und uralt, durch die Städte und Dörfer. Er trug die Uniform seines Vaters und erzählte zum tausendstenmal dessen Erlebnis als das seine, daß er als Hornist im Sechszehnjährigen den Angriff auf den Trautenaus Kapellenberg eingeblasen hatte, legte die verbeulte Trompete an seine dicken Lippen, blähte die fetten, runden Wangen auf und machte tu-ta-tät! Wie strömten aus den Gäßchen auf den Platz vor der Kirche, und nicht nur wir Kinder jubelten: „Der Borowitzer Seff ist da!“ Sie mußten alle kommen, eher ließ er von seinem Tu-ta-tät nicht ab; erst wenn auch der Herr Dechant gekommen war, war alles so weit. Jeder reichte ihm ein Almosen für seine Musik, die zwar nur aus drei Tönen bestand, dafür aber um so mächtiger klang. Dann kam der majestätische Abschied: Er setzte die Trompete noch einmal an die wulstigen Lippen und sang hinein: „Osteherajich wird sich äü-

wihig stään...!“ Er sang „sich“, denn mit seinem Deutsch war es nicht weit her. Dann bewunderten die Leute seinen Waffenrock, fragten ihn immer und überall dasselbe und freuten sich auf die Antworten, die immer dieselben waren.

Er kam regelmäßig wie Weihnachten und Fronleichnam in die Dörfer, und wenn er sich einmal versäumte, fragten wir schon: „Wo bleibt bloß der Borowitzer Seff?“ Er blies in allen Orten, er blies in allen Tonarten, er ließ sich überall seine eingedrückte Militärmütze von den Mädchen mit Kräutern und Blättern schmücken und von den Burschen Papierorden anhängen. Das machte ihn stolz. Er war eben wer!

Aber einmal sollte ihn das Glück des Lebens mit vollem Glanz berühren. Und das kam so.

Sei's wie's sei. Nun wollte er es doch wieder einmal im Johannisbad versuchen, wo sich im Sommer viele vornehme und reiche Leute zur Kur und Erholung aufhielten. Gerade wegen dieser Leute war ihm das Betreten des Kurörtchens verboten worden, aber er konnte nicht einsehen, daß gerade sie seine Kunst nicht zu würdigen verstehen sollten. Doch er kam auch diesmal nicht dazu, seine Trompete auch nur an den Mund zu drücken. Kaum daß er sich vor dem Kurhaus in Positur gestellt hatte, kam der Kurdirektor, ein kluger und lustiger Mann, der wußte, daß man Leuten vom Schlage eines Borowitzer Seff schwer beikommen konnte, drückte ihm ein Geldstück in die Hand und wollte ihn wegführen lassen, damit er die Gäste nicht belästige. Doch der Kurdirektor hatte seine Rechnung ohne die Kurgäste gemacht, die den Bettelmusikanten bemerkt hatten und zum Blasen aufforderten. Es wurde die herrlichste Vorführung, die Seff je gegeben hatte, vor einem so großen und kunstverständigen Publikum, wie er es noch nie ge-

habt hatte, aber auch mit einem nie vorher erzielten klingenden Gewinn. Vor lauter Glückseligkeit verließ er blasend den Ort seines größten Triumphes und lud die Bettler, die am Wegrand hockten, in die Schenke „Zum Bergegeist Rübezahl“ ein. Der Gastwirt nahm dem Borowitzer Seff das Geld ab und richtete dafür ein Essen, das herrlich wie bei einem Schweineschlachtfest war. In seinem ganzen Leben hatte Seff nicht so gut gegessen und getrunken, sein ganzes Leben hatte er nur betteln und nehmen müssen, jetzt konnte er einmal schenken! Das hat noch keiner von ihnen allen zustande gebracht, wie sie da herumsaßen und schmatzten, an den Knochen herumknagten, schlürften und vor Wohlbehagen ächzten. Der Geiger-Toni stand auf, hob sein Glas und rief: „Verstatten, Herr Kohl!“ und noch einmal lauter, daß es jetzt ganz deutlich zu hören war: „Verstatten, Herr Kohl, auf Ihriges ganz Spezielles!“ Von da ab ging es „Herr Kohl“ hin und „Herr Kohl“ her, und als sie sich alle mitsammen betrunken ins Stroh legten, hieß es noch: „Gute Nacht zu wünschen, Herr Kohl!“ „Wohl zu ruhen, Herr Kohl!“

Herr Kohl ... Herr Kohl ... Er sagte es sich zum Einschlafen vor, er träumte es, er hörte es, da er es selber lispelte, beim Erwachen am Morgen. Er wollte es aber wieder von den anderen hören. Er stieß den Geiger-Toni, der neben ihm lag, und wünschte ihm einen guten Morgen. Doch der Geiger-Toni sagte nicht: „Guten Morgen, Herr Kohl!“, sondern knurrte und drehte sich auf die andere Seite. Der Borowitzer Seff räusperte sich, redete laut mit sich, zog sich an und polterte – keiner sagte: „Guten Morgen, Herr Kohl!“ Er hörte es immerzu, in sich, um sich, aber nur „Gute Nacht, Herr Kohl! Wohl zu ruhen, Herr Kohl!“ Da packte er seine Trompete und blies, als würde er den Angriff eines Regimentes einblasen. Das weckte die übermächtigen Kerle auf, aber sie gaben ihm heftige und schlimme Namen und bedrohten ihn mit Schlägen, wenn er sie nicht schlafen lassen wollte.

„Du vermaledeiter Brüll-Ochs!“ das

hatte der Geiger-Toni gesagt und nicht: „Guten Morgen, Herr Kohl!“ Auf der Straße liefen die Jungen hinter ihm her und riefen: „Blas ein Stückchen!“ Er brachte nur ein Gekreische heraus, und die Leute lachten ihn aus. „Schön hast du geblasen Seff“, sagte ein Mädels und steckte ihm ein Vergißmeinnicht an die Soldatenmütze. Er hätte beinahe aufs Kassieren vergessen, wollte schon weiter, hinaus auf die Landstraße, durch den Wald. Sonst machte er schon immer bei der Statue der heiligen Ludmilla Station, heute ging er weiter und setzte sich erst hinter der Aupabrücke an den Straßenrand. „Herr Kohl!“ ... Er liebte das Wort, er sagte und sang es, schließlich blies er es durch die Trompete. Der Kreuzschenkwirt kam vorüber, rief: „Nej Jew! Der Seff ist da!“, neckte ihn eine Weile und warf ihm einen Sechser in die Mütze.

Aber alles das konnte ihn nicht darüber hinwegtrösten, daß er jetzt wieder nur der Borowitzer Seff und nicht mehr Herr Kohl war; ein Landstreicher, ein Bettelmusikant war er wieder, den wie ein Feld ein Sonnenstreifen berührt hat; aber es blieb ein braches Feld, und das kurze Sonnenlicht hat nur gezeigt, wie armselig es ist.

Er sitzt am Straßenrand und erinnert sich wehmütig des gestrigen Abends, des ersten großen Glücks seines Lebens, das ach! so kurz gedauert. „Hol euch der Teufel!“ ruft er plötzlich aus seinem Jammer, springt auf und schüttelt sich; „hol euch alle mitsammen der Teufel!“ Er setzt seine Trompete an seine Lippen, er möchte blasen, aber er bekommt doch nur das übliche Tu-ta-tät heraus, und es wird ganz kläglich, eben weil es so laut und grimmig sein sollte. Dann bläst er sein zweites Stück, so mächtig, daß ihm davon schwindlig um den Kopf wird und die Berge zu wackeln anfangen von seinem „Österreich wird ewig stehn!“

Dann zieht er weiter durch seine Welt, die beim Riesengebirge ihr Ende nimmt, wandert von Stadt zu Dorf. So ziehen Vögel, so ziehen Wolken und Winde. Sein Gesicht verändert sich nicht, die heute alt sind und schon selber Kinder haben, haben

ihn als Kinder schon gekannt. Er hat wie die Erde immer dasselbe Gesicht, kindlich und uralt zugleich, und manchmal, selten, fällt darüber wie Sonne über Brachland ein Schimmer von Glück. Zieht von Jitschin, in dem einmal der stolze Wallenstein resi-

diert hat, gegen Königgrätz, wo eine blutige Schlacht so vieles verändert hat, zieht mit seinem Tu-ta-tät durch eine Zeit, unberührt davon, daß Throne bersten und Reiche zittern – sein Österreich steht ewig.

HUGO SCHOLZ

Mein liebes Dorf in Böhmen

Ein schmaler Bach, eine krumme Straße, rechts und links davon Häuser mit spitzen Giebeln wie hingestreut, darzwischen vierkantige Höfe, eine Kirche mit einem Friedhof drum herum, dahinter Wälder, hinter den Wäldern Berge, ein Himmel mit weißen Wolken darüber. Wie vom Herrgott geschaffen für Menschen, die hier mit Erde, Wald und Himmel leben wollten. Ein Waldhufendorf mit schmalen Ackerstreifen, die sich von Bach und Straße her seitlich hinziehen, eingeteilt in viele kleine Flächen. Dreifelderwirtschaft: Winterung, Sommerung, Brache.

Häuser und Höfe schmiegen sich ins schützende Tal, selten kletterte ein Haus höher den Hang hinauf, sie wollten alle beisammen bleiben. Dennoch wollte jeder Hof und auch jedes Haus seinen eigenen kleinen Bereich haben. Meist waren es nur wenig kenntliche Grenzen, manchmal auch dicke Hecken, Mehlbeerzäune, fest in die Erde verwurzelt wie Mauern. Die Häuser hatten alle denselben hohen spitzen Giebel, und doch war keines dem anderen gleich. Sie waren mit Strohschäuben oder Schindeln gedeckt, doch so wie jeder Mensch seine Kappe anders trägt, so trug jedes Haus sein grünemoostes Dach. Die Giebel glichen Gesichtern: die einen mit kleinen trüben Augen und tiefen Falten, die andern mit hellem Blick und blanker Stirn. Gottvertrauen, auch Humour sprachen aus dem Giebelarch von 1849:

„Ich hab gebaut bei Weg und Straßen,
Man muß die Leute reden lassen.
Einem ist es zu schön, dem andern zu schlecht,
Für mich, Ignaz Wichtrei, ist's gerade recht.“

Im ganzen fügte sich jedes Haus in das Gesamtbild des Dorfes. Wie konnte es auch anders sein? Die gleiche Art bestimmte die Bauweise, kleine Verschiedenheiten bedeuteten wenig. Die Holzwände der alten Häuser, aufeinander geschichtete Balken, bauchten mit der Zeit aus. Das Dach drückte auf sie, so wie die Last der Lebensjahre auf einen Menschen drückt. Die Fenster standen dann schief, das Gesicht des Hauses verzog sich – es war eben alt geworden. Weil die ausbauchenden Wände und schiefen Fensterstöcke undicht wurden, versetzten die Leute ihre Häuser über den Winter mit Reisig. Schon im Herbst schleppten sie ganze Bürden aus dem Walde heran, und so entstanden neue grüne Mauern. Die Fenster traten in Höhlen zurück, wurden noch kleiner. Die Häuser sahen jetzt wie vermunnte alte Weiblein aus, die einander zublinzelten.

Die Bauernhöfe, mächtige Vierkanter, waren breit auf die Erde hingelagert: das Wohnhaus und Ausgedingehaus, der Schuppen und die Scheuer. Diese vier Gebäude umschlossen den Hofraum, der nur durch Tor und Türchen zugänglich war. Was für breite Tore waren das, eingebaut

in das vordere Hofgebäude oder auch zwischen zwei Gebäuden, in der eigenen Tormauer stehend! Das Tor betonte die Abgeschlossenheit des Hofes, des eigenen Bauernreiches – es hatte fast etwas Herrisches an sich wie ein Tor von Burg und Schloß. Die Torbögen waren schwer und rund. Die Holzapfosten, aus denen die Tore gezimmert waren, zeigten oft die Form des Sonnenrades. Zu beiden Seiten waren Nischen in den Mauern für die Hofheiligen. Auf manch einer Tormauer stand die Heiligenfigur von St. Florian.

Bei den reichen Bauernhöfen waren auch die Giebel aus Stein gemauert, die Fensteröffnungen mit Stuck verziert. Manchmal zeigte die Giebelfront säulenartige Stukturen; Freude am Besitz drückte sich darin aus. Überall im Bauwesen des alten Dorfes war diese Freude spürbar, auch das Gemüt der Menschen, schlesische Menschen, von denen es heißt, daß sie gern ein wenig sinnieren. Häuser sind Form gewordene Seele.

Der Bach, der vom Berge herunter kam, verband das Oberdorf mit dem Niederdorf, schwankende Stege und schmale Furten führten von der rechten auf die linke Dorfseite. Jedes Haus und jeder Hof war durch einen Fußpfad mit dem Bach verbunden. Auf ihm holten die Frauen in hölzernen Kannen Wasser aus der „Schöpfe“. Sie war zugleich auch eine „Schweife“, zu der die Frauen ihre Wäsche hintrugen. Hier trafen sich die von drüben und die von hüben, und zu dem Marmeln des Baches kam das „Gegauder“ der Weiber.

Es gab ja so vieles zu erzählen, meistens von den Nachbarinnen etwas. Es war wie eine Art Volksgericht, das hier gehalten wurde über alle, die nicht lebten, wie es sich gehörte, nach Brauch und Sitte. Das Schweifen erforderte nicht halb soviel Zeit als dieses „Richten“. Es gab Frauen, die es sich mit der Wäsche einteilten, um öfter damit zur Schweife gehen zu können, war es doch die einzige Gelegenheit, mit den Nachbarinnen zusammenzutreffen.

Verfeindete Frauen begegneten einander an der Schweife mit bösen Blicken, redeten kein Wort, schweiften nur ihre Wäsche.

Die Kühle des Wassers, die über Hände und Arme bis zum Herzen hin drang, löschte brennenden Haß. Zum Schluß standen die verfeindeten friedlich „gaudernd“ beisammen.

Die Schöpfstelle war auch der Treffpunkt der Kinder, und ihr schönster Spielplatz. Hier konnten sie planschen nach Herzenslust, Schüffchen aus Papier schwimmen lassen und an heißen Sommertagen selbst auch ins Wasser tauchen.

Das lustigste für die Kinder waren jedoch die hölzernen Stege, die über den Bach hinüberführten, hohe schwankende Bretter, die als Schaukel benützt werden konnten. Sie waren deshalb so besonders reizvoll, weil darunter das Wasser floß. An den Ufern, die der Steg verband, wuchsen im Frühling die ersten Butterblumen. Die Weiden gaben Holz zu Pfeifchen und Angelstöcken.

Nach heißen Sommertagen ritten die Knechte mit den Pferden hinab zum Bach „in die Schwemme“. Das Wasser spritzte hoch, erfrischte die durchschwitzten Tiere.

Der Bach, dessen Wasser sonst so rein und klar war, verfinsterte zuweilen sein Gesicht, daß es im ganzen Dorfe ein Erschrecken gab. Nach langen Regengüssen schwoh er an, wurde lehmig. Sein sanftes Plätschern verwandelte sich in unheimliches Rauschen. Das Wasser schoß dahin und riß die Stege fort. Manche waren an eine Kette gebunden, andere trieben den Bach hinunter. Alles, was der wildgewordene Bach erfassen konnte, riß er mit Holz, das in der Nähe aufgestapelt war, Hühner und Ziegen, die sich zu nahe herangewagt hatten. Er zertrümmerte an den Ufersträuchern und Bäumen, drang in nabegelegende Häuser ein, hob Dielenbretter aus den Pföten, Tische und Betten standen im Wasser. Die Leute riefen den heiligen Nepomuk an, der unten auf der steinernen Brücke selbst im Wasser und hilflos dastand. Wenn sich der Bach wieder besänftigte und in sein Bett zurückging, sah man erst, was er für eine Verwüstung angerichtet hatte. Auf den Wiesen lag Schlamm und Geröll, Holz und Gerät, auch Tierleichen. Für die Kinder gab es reiches Strandgut,

für die Erwachsenen Arbeit, die Uferwiesen wieder zu säubern, die Stege neu aufzurichten.

Neben dem Bache her lief die Dorfstraße ebenso krumm wie der Bach. Sie wurde nach dem Oberdorf zu immer schmaler und verlor sich schließlich bei den letzten Häusern. An den Wegrändern standen schiefe Randsteine, zwischen ihnen hohe Pappeln, die nicht recht in die Landschaft passen wollten, sie sahen fremd aus. Die Leute erzählten, daß sie von Kaiser Napoleon heranstammten, dessen Truppen hier durchgezogen waren.

Die Dorfstraße lag den ganzen Tag über still. Wenn nicht gerade der Bierkutscher mit seinem Pflachtenwagen daherkam, wurde sie kaum befahren. Dann hörte man hier nur das eintönige Hämmern eines Steinklopfers, der neben einem Haufen harter Porphyrsteine hockte und sie mit einem langstieligen Hammer in kleine Würfel zerschlug. Er trug ein Drahtnetz vor den Augen, damit ihm nicht ein Steinplitter hineinspringe. Er sah wie ein Gnom aus. Befahren und begangen wurden im alten Dorfe hauptsächlich die Feldwege. Jeder Bauer hatte seinen eigenen Weg, der zwischen seinen Feldern hinführte bis zum Walde; zwei tiefe Radsuren, einen Deichsrain in der Mitte, viele Abschläge, die das Regenwasser ableiteten. Auf dem Feldwege trugen die Bauern ihr Leben hinaus auf die Äcker, früh am Morgen schon, hier kehrten sie spät abends heim und brachten Erde mit, die ihnen anhaftete. An manch einem Feldweg stand ein Kreuz, vor dem die Männer den Hut abnahmen und die Frauen ein Kreuz schlugen.

Im Winter hüllte Schnee das Dorf ein. Die Feldarbeit ruhte, auf den Höfen aber wurde es dafür um so lebendiger. Von überall klang das Klappern der Dreschflügel, von jedem Hofe anders. Über die Dorfstraße klangen die Schellen der Schlittengespanne: manche Pferde hatten mehrere aufeinander abgestimmte Glocken an einem Halstriemen, andere trugen ein Geläute auf dem Rücken oder hatten Gurte mit vielen kleinen Schellen daran. Geklingel und Geschelle dorfauf, dorfab, den

ganzen Tag.

Mit St. Sebastian und St. Fabian stieg der Saft wieder in die Bäume, St. Georg brach die Erde auf. Der Kirchturm hob sich mächtig über die Dächer des Dorfes. Am Sonntag trat der Dörfler aus seiner kleinen Behausung in den Festsaal des Herrn. Hier wollte er am Glanz der Altäre die göttliche Herrlichkeit erkennen, den Heiligen von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Die Glocken hatten ihre besondere Sprache, eine kleine Glocke rief:

„Kommt ock bata – kommt ock bata!“

Über allem im Dorfe lag ein Lied und ein Reim. Besonders reich entfaltet sich die dichterische Volksseele auf dem Friedhof, wo Grabtafeln selbstgereimte Sprüchlein trugen.

„Reichtum, Schönheit und Stolz

Sind vergängliche Sachen.

Eine Tugend hat den Zweck,

Zur Ewigkeit den Anfang zu machen.

Darum denke, Mensch,

Dein Dasein ist von kurzer Zeit,

Nach diesem gehst du in die Ewigkeit.“

Die Namen auf den Grabtafeln waren auffallend gleich. Das alte Dorf war eben eine festgefügte Familie; es ließ keinen hinaus und keinen herein. Die Verschwägerung und Versippung war groß, das halbe Dorf war miteinander verwandt. Die Sippen festigten die Dorfgemeinschaft, und sie spalteten sie auch auf; jede Sippe bildete gleichsam ein Dorf im Dorf. Die Sippen hielten fest zusammen, wer sich mit einem ihrer Angehörigen verfeindete, hatte bald die ganze Sippe zum Feind.

Auch zwischen den einzelnen Dörfern gab es Spannungen, obwohl Sitte und Brauch alle verband. Zur Kiemes wurde die Kuchenschöffe aus einem Dorf ins andere gebracht, als Zeichen dieser Verbundenheit. Dennoch verspottete ein Dorf das andere.

So hieß es von einem Dorfe

„De Rupperschdorfer Ranga

Hon a Teifel gefanga;

Den hon a of a Bratla gries

On hon'm a Kop remgedreht.“

Anderer Dörfer bekamen einen Spitznamen, so gab es ein „Herrndörfla“, weil

dort ein paar Leute waren, die es als Unternehmer zu etwas gebracht hatten. Wenn von „Kiesla-Schiene“ gesprochen wurde, war das eine Anspielung auf die etwas derbe bäuerliche Lebensart des Dorfes Schönau, wo immer nur Klöße gegessen wurden. Dagegen wurde ein anderes Dorf an einem klaren fischreichen Bache in lieblicher Weise als das „Potellendörfla“ bezeichnet. Doch wie der Spitzname auch war, jeder hielte zu seinem Dorf und bekannte sich stolz zu ihm.

Das alte Dorf war eine Welt für sich,

eine andere gab es nicht für den Dörfler. Eng war der Kreis, aber die ganze Fülle des Lebens lag in ihm. Manch einen zog es hinaus in die Ferne, doch jeder kehrte gern wieder zurück. Es lag ein Zauber um das alte Dorf zwischen den Bergen – er weckte Sehnsucht nach der Ferne, und er band an dieses Tal, in dem das Bächlein murmelte.

Bedauerlicherweise wird Braunau in Ostböhmen häufig mit Braunau am Inn verwechselt. Das Wort vom „böhmischem Gefreiten“ geht auf diese Verwechslung zurück. Anmerkung d. Schriftlg.

HUGO SCHOLZ

Der Berg meiner Sehnsucht

Ganz hinten am Horizont lag ein spitzer Berg, der zur Zeit, da ich noch ein Kind war, meine Blicke anzog. Aber er lag so unermesslich weit, daß ich glaubte, dort müsse wohl schon das Ende der Welt sein. Manchmal verschwand er auch in Nebel und Wolken, und ich dachte, daß er auch unendlich hoch sein müsse, so weit und so hoch, daß ihn kein Mensch erreichen und besteigen könne.

Später, als ich schon in die Schule ging, erfuhr ich auch seinen Namen. Es war die Goldkoppe. Nun wurde mir der ferne Berg erst recht interessant. Wenn am Abend die letzte Sonne seinen Gipfel beschien, dann war es, als wenn er aus lauter Gold wäre.

Als ich auf der Weide draußen Kühe hütete und den ganzen Tag den Goldberg in der Ferne liegen sah, wuchs in mir der Wunsch, einmal zu ihm hinzuwandern; denn inzwischen wußte ich ja, daß er nicht im Himalaja, sondern nur hinter dem nächsten Dorf lag, daß man ihn also recht wohl erreichen und auch bestiegen könne. Aber es lag ein großer Wald dazwischen,

und ich war ein Knirps von sieben Jahren.

Es verging noch ein Sommer und noch einer, und dann glaubte ich das Unternehmen wagen zu können.

Ich sagte niemandem etwas davon, denn sonst hätte man mich vielleicht nicht fortgelassen. Ich wollte einfach frühzeitig am Morgen aufbrechen und am Abend wieder zurück sein. Wenn ich dann einen Klumpen Gold mitbrachte und auf den Tisch legte, würden mich weder Vater noch Mutter scheitern.

So tat ich es denn auch und marschierte durch das taufeuchte Gras, immer in Richtung auf die Goldkoppe zu. Als ich in den Wald kam, verschwand sie dahinter, und ich bekam Angst, die Richtung zu verfehlen. Dazu war der Wald so finster. Ich dachte an eine hungrige Hexe und an einen Backofen und wollte am liebsten umkehren. Aber dahinter war doch die Goldkoppe, wo die Schätze lagen, und zu ihr mußte ich hin. Plötzlich fiel mir eine dürre Hand am Bein, daß ich zu Tode erschrak. Es war nur ein Dornenstrauch. Dann schrie jemand hinter mir „He – he!“ Es

war nur ein Eichelhäher. Ich lief, so schnell ich konnte, immer in Richtung meines Zieles.

Da lichte sich der Wald, und die Goldkoppe stand plötzlich vor mir, schon viel näher, nur das Dorf lag noch dazwischen, durch das ich hindurch mußte, ein fremdes Dorf. Als ich zu den ersten Häusern kam, fiel mich ein Hund an. Ich wollte ihn verschrecken, da wurde er nur noch wütender und fuhr mir in die Hosen, daß ein Fetzen davon in seinen Zähnen hängen blieb.

Dorfkinder liefen herbei. Sie hielten mich in meinen zeretzten Hosen für einen Zigeunerjungen und wollten mich verprügeln. Ich dachte an die Goldkoppe und ballte die Fäuste. Jetzt kamen sie aus allen Häusern gelaufen. Gegen eine solche Masse war ich machtlos; aber ich mußte doch auf die Goldkoppe hinauf. So versuchte ich zu flüchten. Sie kamen hinter mir her, und ich mußte den Kampf aufnehmen. Als der erste herankam, fuhr ich ihm an den Hals und warf ihn zu Boden. Da stutzten die andern. Keiner wagte sich mehr heran. Sie schimpften nur noch. Ich aber, ich ließ das Dorf hinter mir und wanderte hurtig weiter dem Berge zu.

Da rauschte es zwischen Erlen – ein wilder Bach floß dahin. Wie sollte ich über den hinüber? Nirgends war eine Brücke oder ein Steg. Ich maß mit einem Haselstecken das Wasser. Es war so tief, daß ich wohl darin ersaufen mußte, wenn ich hineinfiel. Ich langte nach dem Ast einer Weide, mich daran hinüberzuschwingen. Wenn der Ast brach oder der Schwung mißlang, dann lag ich im Bach und wurde von ihm fortgerissen. Vielleicht stand weiter unten ein Mühlrad und ... Aber ich konnte doch hier nicht umkehren und das Gold lassen.

Also wagte ich den Schwung. Er gelang. Nun konnte mich nichts mehr hindern, den Berg meiner Sehnsucht zu besteigen.

Steine lagen herum, sie waren grau und glanzlos, wie bei uns im Dorf der Straßenschotter. Das Gold liegt wohl ganz oben, dachte ich und stieg höher.

Nun hatte ich schon die Koppe erreicht, aber von Gold war keine Spur. Unter mir

lag das fremde Dorf, dahinter der große dunkle Wald. Ganz in der Ferne sah ich mein Heimatdorf, so fern, daß ich gerade noch den Kirchturm erkennen konnte. Was für einen weiten Weg hatte ich gemacht, und nun war alles umsonst. Ich mußte ihn wieder zurückgehen. Zu Hause bekam ich wohl den Stocken zu fühlen.

Enttäuscht stieg ich von der Goldkoppe hinab, schwang mich wieder über den Bach, entkam zum zweiten Male den Hunden und den bösen Kindern in dem fremden Dorf, fand den Weg durch den großen dunklen Wald und war am Abend wieder daheim.

Natürlich wurde ich gleich ins Verhör genommen, wo ich den ganzen Tag herumgelungert hätte. Ich war so matt und müde, daß ich gleich die Wahrheit sagte. Sie horchten und staunten und wollten es nicht glauben. „Auf der Goldkoppe bist du gewesen?“ Ich sank schon ins Bett und schlief ein.

Am nächsten Tag sagten auch die Nachbarkinder, mit denen ich zur Schule ging: „Was, du bist auf der Goldkoppe gewesen?“ Und weil sie mich in der Schule alle umstanden und so laut fragten, erfuhr es auch der Lehrer, und auch der fragte: „Bist du wirklich auf der Goldkoppe gewesen?“

Alle sahen auf mich, und ich sollte erzählen. Da war es mir, als hätte ich den Berg doch nicht umsonst erstiegen. Es war zwar kein Gold, das ich gefunden hatte, aber ich hatte von dem Tage an eine gewisse Geltung. Ich war der einzige Junge, der ganz allein den weiten Weg auf die Goldkoppe gewagt hatte. Sogar der Schneider und der Schmied fragten mich: „Na, wie war's auf der Goldkoppe?“

Wenn ich jetzt die Goldkoppe in der Ferne sah, dann dachte ich nicht mehr an das Gold dort oben, ich dachte an den Wald und die bösen Hunde und an den Überfall und an den Bach. Das alles begann nun in meiner Erinnerung zu leuchten, denn ich hatte als einziger und erster aus unserem Dorf den weiten Weg gemacht und die Goldkoppe erstiegen. Ich hätte dieses Erlebnis auch für einen ganzen Klumpen Gold nicht mehr eintauschen mögen.

ERHARD KRAUSE

„Zu unserer lieben Frau“ in Braunau

Ältestes sakrales Holzbauwerk in Böhmen

E. K. – Eine besondere Lebenswürdigkeit der alten Klosterstadt Braunau in Böhmen bildet außer dem berühmten Benediktinerstift mit der Stiftskirche, die angeblich schon 1127 (nach anderen Nachrichten) 1171 angelegt, später teilweise niedergebrannt und in den Jahren 1449/50 wiedererbaut, hölzerne Begräbniskirche „Zu unserer lieben Frau“ südöstlich der Stadt auf dem Friedhofe. Der architektonisch interessante Riegelbau, welcher alte gotische Formen zeigt, soll die Kirche des Ortes gewesen sein, der sich vor der Gründung von Braunau hier befand.

Früher lag die von niederländischen Tuchmachern in der Mitte des 13. Jahrhunderts gegründete Stadt, die schon 1253 die Seelrecht auf Wolle erhielt, zwischen der hölzernen Marienkirche und dem südlich gelegenen Ort Weckersdorf. An ihrer

jetzigen Stelle wurde sie nach der Gründung des Klosters neu erbaut. Die Benediktiner kamen 1321 nach Braunau und errichteten dort 1323 eine Filiale des Klosters Břevnov.

Über die im 12. Jahrhundert erfolgte Gründung der Friedhofskirche gibt es nur sagenhafte Überlieferungen, wie überhaupt der alte, an geschichtlicher Tradition reiche Holzbau von vielen Sagen umwoben ist. Nach der „Volks- und Landeskunde der Tschechoslowakei“ von Josef Blau (Reichenberg 1927), die eine Federzeichnung der Friedhofskirche enthält, soll der uralte Riegelbau sogar bis zum Jahre 1061 zurückreichen.

Auf jeden Fall ist er neben der aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammenden Stabwerkkirche Wang in Brückenberg im schlesischen Riesengebirge eines der ältesten Holzbauwerke Böhmens und Schlesiens. Der Prager Dichter Karl Herloßsohn berichtet in seinem 1841 im Verlag Georg Wigand in Leipzig erschienenen Reisehandbuch „Wanderungen durch das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz“ von Braunau u. a.:

„Die hölzerne Kirche St. Maria vor der Stadt ist rings von Linden in der Gestalt eines Rosenkranzes umgeben. Sie soll von einer heidnischen Jungfrau, welche sich bekehrte, erbaut worden sein. Man zeigt hier eine Stuhlbänke derselben mit Federn und Edelsteinen geschmückt, sowie fünf Tafeln mit traditionellen Nachrichten“. Herloßsohn besuchte Braunau, aus dem Heuscheergebirge kommend, im Sommer 1840 und rastete im Gasthofs „Zur Weintraube“, wo ein junger Bursche Zither spielte und ein hübsches Mädchen böhmische Lieder dazu sang.

In den Hussitenkriegen wurde Braunau und seine Umgebung von den Taboriten wie auch von den Schlesiern gebrand-

Gruß an Böhmen

Böhmen, deine Berge will ich grüßen,
weil vom Wälderkmantel überdreifet,
deine Täler zu der Berge füßen,
wo das weiße Band der Straßen gleitet.

Deine Flüsse, die von tausend Quellen
wälderher gepfeilt, die Auen höhlen,
deine Städte, die in Silberwellen
stolz sich spiegeln, die sie leicht umspülen.

Böhmen, deiner Lüme Götterstimmen,
deine Bräutchen grüß ich aus der Ferne,
wo Sankt Nepomuk, umsummt von Immen,
unter Linden trägt den Kranz der Stetne.

Deines Stromes weiße Blätenufer
grüß ich, deine braunen Weisenbreiten
und dein Wunder Prag; ich bin dein Rufe,
höre meinen Gruß durch alle Weiten!

Hilfred Börgel

schätzt. Die Hussiten verübten 1441 an den Mönchen des Klosters furchtbare Greuel, die auf einem großen Gemälde in der Stiftskirche dargestellt sind. In jenem Jahre ist auch die Begräbniskirche „Zu unserer lieben Frau“ in Brand gesteckt worden, doch blieben einige Teile von ihr erhalten.

Als man sie in den Jahren 1449/50 wieder aufbaute, wurden Bauart und Stil der alten ursprünglichen Kirche beibehalten. Seit dieser Zeit hat das Kirchlein äußerlich keine wesentlichen Umbauten mehr erfahren. 1550 mußte unter Wahrung der alten Form der Turm der Kirche erneuert werden, da dieser durch einen Blitzschlag zerstört worden war.

Als einzige bauliche Veränderung in den folgenden Jahrhunderten erfolgten 1821 die Aufsetzung des kleinen Glockentürmchens. Der historische Holzbau blieb in all diesen Jahrhunderten mit der wechselvollen Geschichte der Stadt, die hauptsächlich eine Leiden- und Leidensgeschichte war, eng verknüpft. Ebenso wie in den Hussitenkriegen litt Braunau schwer im Dreißigjährigen Kriege, als hier Schweden, kaiserliche Soldaten, dänische Söldner und Sachsen bei ihren unaufhörlichen Durchzügen und Kämpfen auf das entsetzlichste hausten. 1648, kurz vor Abschluß des Westfälischen Friedens, erschienen gleichsam zur Feier des 300jährigen Stadtjubiläums (Braunau erhielt 1348 das Magdeburger Stadtrecht) die Schweden zum fünften Mal vor der Stadt. Auf diese schweren Zeiten weist der sogenannte „Schwedenhieb“ an der hölzernen Friedhofskirche hin, der noch in den Jahren vor der Vertreibung den Besuchern gezeigt wurde.

Auch in den Schlesischen Kriegen wurde Braunau auf Grund seiner Lage an der Grenze zweier großer Länder härter mitgenommen als irgend eine andere Stadt Böhmens und 1757 war die Not der Bewohner Braunaus so groß, daß ihnen die Kaiserin Maria Theresia die Erlaubnis erteilte, in den österreichischen Erblanden

betteln gehen zu dürfen. Die Stadt erlitt auch eine große Anzahl von Feuersbrünsten u.a. 1452, 1549, 1550 und 1656, welche Ereignisse und solche von Teuerungen, Hungersnöten, Kriegsdrangsalen usw. die von Herloßsohn erwähnten historischen Gedenktafeln kundtaten, die im hölzernen Umgang der Friedhofskirche „Zu unserer lieben Frau“ angebracht waren.

Die ältesten Teile der Holzkirche befinden sich im Presbyterium, wo noch Bretter und Balken aus der ursprünglichen hochgotischen Kirche und spätgotische Malereien erhalten sind. Die ländlich barocke Inneneinrichtung des Kirchleins zeigt Schnitzereien im sogen. „Knorpelstil“ des Bauernbarocks und ist die Arbeit eines unbekanntem Künstlers aus dem Ausgang des 17. Jahrhunderts. Auch die Ornamente stammen aus der Zeit des Barocks.

Von historischem Wert, wenn auch nur von lokalgeschichtlichem Interesse, sind die großen Votivtafeln im Kirchenschiff, da diese einen wertvollen Einblick in die einstige Kloster- und Stadthistorie Braunaus in den vergangenen Jahrhunderten seit ihrer Gründung gewähren, ebenso wie die vielen historischen Gedenktafeln im Kirchengang.

Erwähnung verdienen auch noch die verschiedenen alten Grabmäler bei der Kirche und der ganze alte Teil des Friedhofs um das Holzkirchlein, der mit hohen alten Linden bewachsen ist, die man einst in der Gestalt eines Rosenkranzes zu Ehren der Gottesmutter angepflanzt hatte.

Nach Meyers „Wegweiser durch das Riesengebirge“ (Leipzig 1889), galt die Marienkirche in Braunau schon im 19. Jahrhundert als eines der ältesten Holzbauwerke Österreichs und Deutschlands. Nach Angabe von Hugo Rokyta in dem Nachschlagewerk „Die böhmischen Länder“ (Salzburg 1970) ist die Kirche heute das älteste sakrale Holzbauwerk auf dem Gebiet der Tschechoslowakei und steht unter Denkmalschutz.

JOSEF MÜHLBERGER

Aus alten Papieren

Als ich die Parte – so hieß in Österreich die schwarzumrandete Totenanzeige –, als ich die Parte meines Vaters zu dem Bündel mit der Aufschrift „Vater“ hinzufügte, stieß ich auf allerlei Dinge, die ich als Kind zuweilen gesehen, zu Lebzeiten des Vaters aber wenig beachtet hatte. Der Tod des Vaters, der uns gegenüber ein verschlossener Mann gewesen war, obwohl er allgemein als heiter und zu Späßen aufgelegt galt, hat mir die vorher unbeachteten Dinge in seiner Mappe wertvoll gemacht, wie eben mit dem Tode eines Menschen von einer Stunde zur anderen dessen innere und äußere Dinge aus dem Schatten des Lebens in ein neues Licht treten. Der Vater hatte nicht nur das aufbewahrt, was sich auf ihn selber bezog. So fielen zunächst wegen ihrer Größe die Doktordiplome seiner beiden Söhne auf, die er – der Vater war ein wenig eitel – neben seinem Arbeitsbuch aus dem Jahr 1890 verwahrte. Bis auf den Namen hatte er zwar die Diplome nicht lesen können, denn sie waren, der altherwürdigen *alma atque antiquissima litterarum universitas pragensis germanica* gemäß, in lateinischer Sprache abgefaßt. In dem Arbeitsbuch, das mit den beiden Diplomen eine dünne Schnur umschlang, dem Arbeitsbuch des Vaters, sind die beiden Rubriken: „Stand-ledig“ und „Beruf-Fabrikarbeiter“ im Jahr 1898 vom Gemeindevater Hermannseifen in „verheiratet“ und „Fabrikarbeiter“ „ämtliche richtiggestellt“ worden. Das Büchlein, durch eine schwarzgelbe, versiegelte Schnur zusammengehalten, trägt die Aufschrift „Arbeitsbuch“ in deutscher und tschechischer Sprache und ist auch im Vordruck der einzelnen Rubriken und in der angefügten Belehrung zweispachig. Der Vater arbeitete in der k.k. privilegierten Papierfabrik Gustav Roeder in Marschen- doerf, bei einer deutschen Firma in einem deutschen Dorf des Riesengebirges. Neben

anderen besonders schönen Papieren wurden hier die für Banknoten hergestellten.

Mein Vater war nicht der einzige Papiermacher unserer Verwandtschaft. Papier und Glas wurden in meiner Heimat vor allem dank des überaus guten Gebirgswassers, das aus dem Urgestein floß, in besonderer Güte hergestellt. In der Liebe zu schönem Papier mag ich etwas von der Beschäftigung meiner Vorfahren geerbt haben. Dem Knaben waren die starken Blätter handgeschöpften Büttenpapiers, elfenbeingelb, von einem zarten Blau oder Grün oder bräunlich, mit hübschen Wasserzeichen darin, diese Blätter, die ich dann und wann von meinem Onkel geschenkt bekam, eine köstliche Gabe. Als besondere Erinnerung bewahre ich einige Büttenblätter aus dem 16. Jahrhundert auf, die in der Papiermühle meiner Vaterstadt hergestellt worden sind. Sie tragen als Wasserzeichen das Stadtwappen, ein beiderseits betürmtes Tor mit einem Lindwurm.

Neben dem Arbeitsbuch des Vaters, das ein lobendes Zeugnis über seinen Fleiß und seine gute Führung enthält, liegt ein selbstangefertigtes Heftchen aus gutem Büttenpapier, das, gemäß der Angaben, vom Vater als Soldat des 74. Infanterieregimentes im Jahr 1887 im Tornister nach Dalmatien mitgetragen wurde. In geraden Zeilen und gestochen klaren, schiefen Buchstaben stehen auf den Blättern Gedichte, die, obwohl sie zum größten Teil Schiller zum Verfasser haben, mit J.M. gezeichnet sind. (Mein Vater hieß Josef.) Aber die Mühe des Abschreibens gab dem einfachen Abschreiber das Recht, mit seinem Namen zu signieren.

Mein Vater hatte lediglich die dreiklassige Volksschule eines kleinen Riesengebirgsdorfes besucht, in dem Heftchen aber stehen auch schwierige Gedichte, so Schillers Ode an den Abend, die heutzutage kaum ein Gebildeter mehr kennt.

Die letzten Seiten des Heftchens füllen Erinnerungen an Spalato. Eines „lieben, guten Schüsters“ wird Erwähnung getan, und der junge Infanterist verzeichnet, was er gesehen und wohl nie wieder sehen wird. Das ist eingetroffen; in seinem späte-

ren Leben hat mein Vater seine Heimat nie wieder verlassen; ich weiß mich nicht zu erinnern, daß er je die Eisenbahn benutzt hätte; Spaziergänge und kleine Ausflüge genügten ihm.

In seinen knappen Aufzeichnungen erwähnt er den „diocletianischen Palast“, die „Piazza del durchmo“, sogar das „Peristilium“ und – „ein deutsches Gasthaus“. Dieses Wort ist unterstrichen. Mein Vater wußte, daß geistige Genüsse allein nur ein halbes Ding sind. Ich mag diese Grundbefindlichkeit, wie so manches, von ihm geerbt haben. „Mir tranken ein Glas gutes Bier – echt Alt deutsch gesagt“, heißt es in den Aufzeichnungen weiter. Den hohen Preis dafür vergleicht er mit dem Tagewold und stellt fest, daß es bei einem Glas bleiben mußte. Wie schwer muß ihm das gefallen sein! Aber der Vater wußte, daß es ein übel Ding ist, über seine Verhältnisse zu leben. Die Aufzeichnungen beschreiben nicht nur, es steht da auch eine philosophische Reminiszenz im Hinblick auf seinen Mentor in Gestalt des Schusters: „Der gute Mann war sehr gesellig und begleitete mich unter lauter guten und frommen Reden wohin ich wollte, und ich war auch überzeugt, daß dieser arme Schuster sein Leben christlicher und befriedigender beenden würde als sein Vorgänger der große Kaiser, der aus Lebensüberdruß am Ende sich selber umbrachte.“ Vom diocletianischen Tedium vitae war mein Vater mitnichten angekränkt, er hat gern gelebt, ruhig und zufrieden, und sah in einem korrekten bürgerlichen Leben ein Gutteil des Lebensglückes. Er wurde schließlich, als er zum Dienst in der Post übergang, ein verlässlicher Diener seines Staates.

In meiner Bibliothek befand sich ein großes Buch, rot gebunden und mit Goldaufdruck: Franzos' „Deutsches Dichterbuch aus Osterreich“. (Es erschien 1883 seltamerweise in Leipzig.) Es stammt aus dem Besitze meines Vaters und trägt von seiner Hand den Vermerk: „Erinnerung an A.I.“ Das ist Anna Irzing, meine Mutter. Sie, die Tochter eines kleinen Landwirts aus einem kleinen Dorf vor dem Böhmerwald, hat dieses Prachtwerk ihrem Bräuti-

gam, wohl in Prag, geschenkt. Ein Dichterbuch als Geschenk der jungen Braut an einen Soldaten! Meine Mutter, die aus dem Tschechischen kam, hat die Sprache meines Vaters erst später vollkommen erlernen, aber sie hatte ihm, als sie ihm als Braut ein Geschenk machen wollte, für wohl mühsam abgesparte Kronen, wenn nicht gar Gulden, ein teures Buch mit Gedichten in seiner Sprache geschenkt. Der Vater sprach nur wenige Worte tschechisch, wir wurden in seiner Sprache erzogen, die der Mutter habe ich erst zu spät gelernt, um sie vollkommen zu beherrschen. Aber die Sprache ihres Herzens habe ich von klein auf gelernt, die Achtung vor jedem anderen Volk. Sie spornete uns an, möglichst viele Sprachen zu lernen, denn, so pflegte sie zu sagen: „So viel Sprachen man kann, so oft mal ist man Mensch.“

Im Gegensatz zum Vater, der später nicht einmal mehr die Zeitung las, kann ich mir die Mutter nicht ohne Buch denken. Sie las täglich, aber stets nur zum Feierabend, auch dann noch, wenn die Arbeit des Tages sie müde gemacht hatte. „Wenigstens eine Seite noch!“ sagte sie dann. Rosegger, Ernst Zahn, Ganhofer und die Marie von Ebner-Eschenbach waren ihre Lieblinge, zu denen sich seltamerweise Karl May gesellte. Ich mußte ihr alle seine Bücher aus der Schülerbibliothek bringen, ohne daß ich sie selber las.

Der Hauptbestand der kleinen Bibliothek der Mutter waren die starken Bände der „Gartenlaube“ und von „Über Land und Meer“, oft alte Jahrgänge, die sie sich zu beschaffen wußte und nie weiter verließ. Aus diesen Bänden empfahl sie mir Romane wie Fontanes „Quitt“ und den „Stechlin“. Das aber war schon später. In die Zeit, als ich noch nicht lesen konnte, fiel ein wichtiges Ereignis. Eines Tages hatte die Mutter ein Buch erworben, das mir riesig groß, uralt und wegen seines ledernen Rückens ehrwürdig erschien. Es war ein weit zurückliegender Jahrgang von „Über Land und Meer“, ich durfte darin die alten Stiche ansehen. Hier fand ich, was mich wie nichts, was ich an Bildern in Mutters Büchern bisher entdeckt hatte,

fesselte: die Bildgeschichte von Hans Huckebein dem Unglücksraben. Ich konnte mich daran nicht satt sehen, und die Verse mußten mir so oft vorgelesen werden, bis ich sie auswendig kannte. Ich las sie dann, mit dem Finger zwar mit auf eine falsche Stelle zeigend, vor, und als ich lesen gelernt hatte, war ein Bilderbuch mit diesem Hans Huckebein und dem vergnüglichen Bad am Samstagabend mein Kleinod. Auch die Mutter hütete eines in einem schon arg zerlesenen Buch, das später einmal durch ein ihr zu Weihnachten geschenktes neues Exemplar ersetzt wurde. Sie selber las das Buch oft und oft. Es sollte ihren Kindern zur schmerzlichen Wirklichkeit werden. Es war der aus dem Französischen übersetzte Roman „Heimatos“, dessen Autor ich vergessen habe. Das Ende rührte die Mutter, sooft sie es auch las, zu Tränen des Glückes: Der durch Elend und Fremde getriebene Knabe, ein Findelkind, findet nach vielen bitteren Umwegen in reichen Adeligen seine Eltern wieder. Die Heimkehr zur Not und Erniedrigung war es, die meine Mutter so beglückte. Sie liebte überhaupt Romane und Erzählungen, die in vornehmen Kreisen handelten, die Geschichten armer Leute wollte sie nicht lesen – „das habe ich selber“, pflegte sie dazu zu sagen. Vor allem Bücher, die, wie sie sagte, ordinär waren, lehnte sie entrüstet ab.

Ich mag ihr in dieser Hinsicht ähnlich gewesen sein, wenn ich daran denke, welches Bild mir als Knabe den stärksten Eindruck gemacht hat. Es war ein schöner Farbdruck nach dem Ölgemälde eines ungarischen Malers; es hing im Zimmer des Bruders und stellte einen vornehmen, hübschen Knaben am reichgedeckten Frühstückstisch dar, vor einem Fenster, durch das die Bäume des Gartens in der Morgensonne leuchteten. Ein Morgenbild also, und es gefiel mir gewiß nicht nur von ungefähr oder durch Zufall. In dem Lied von dem Heidenröslein, das meine Schwestern sangen, machte das Wort „morgenschön“ auf mich den Eindruck von etwas Klarem, Frohem und Beglückendem.

Gelesen hat meine Mutter gern und viel,

doch ins Kino ist sie ihr Lebtag nicht gekommen, auch darin im Gegensatz zum Vater, der das Kino so regelmäßig am Samstag wie am Sonntag die Messe besuchte. Das Buch, in welchem die Mutter las, hüllte sie in ein sauberes Tuch, das sie, wenn sie das Buch aufschlug, über den Tisch oder die Knie breitete. Sie duldete nicht, daß wir während des Essens lasen, und bevor das Kind nach einem Buch griff, mußte es sich die Hände waschen.

Auch Verse hat meine Mutter sehr geliebt. Was ihr an Gedichten gefiel, das schrieb sie auf Zettel ab, die sie später auch in Briefen an uns beilegte. Manche ihrer wenigen Lebensfreuden begleitete sie mit einem Vers, den sie auswendig wußte, und mit manchem Gedicht suchte sie Trost.

Die Vorliebe der Mutter fürs Leben bis ins höchste Alter hinein entsprach ihrer wachen Munterkeit. Der Vater hat wohl in seinem ganzen Leben kein Buch gelesen. Dafür hat er mir etwas anderes vererbt: die Fähigkeit, zu jeder Tageszeit ein Schlüfchen machen zu können und überhaupt gut zu schlafen. Das mag von den Vorfahren aus dem Gebirge mit seinen langen, schneerichen und einsamen Wintern herühren.

Jenes „Deutsche Dichterbuch aus Osterreich“, das die Mutter dem Vater geschenkt, konnte ich gut verwenden, als ich als junger Mensch mein Buch über die Geschichte der Dichtung in unseren deutsch-böhmischen Ländern schrieb. In Spalato bin ich mehr als einmal auf den Spuren meines Vaters gegangen. Nur war ich glücklich darüber, nicht ein Gasthaus mit gutem Bier, sondern einen Keller mit dem köstlichen dalmatinischen Wein entdeckt zu haben.

Bei dem Arbeitsbuch des Vaters und dem Heft mit abgeschriebenen Gedichten fand ich zwei vergilbte Zeitungsblätter. Sie haben auf mich Bezug, und ich war ein wenig erstaunt, sie bei den Dokumenten meines Vaters zu entdecken. Es sind zwei Blätter der Jugendzeitung „Onkel Franz“, die als Beilage zum „Prager Tagblatt“ erschienen. In dem einen wird im „Briefkasten“ eine Erzählung rezensiert, die ich als

Vierzehnjähriger an die Redaktion gesandt hatte. Die Erzählung – was war das wohl? – wird zartünnig abgelehnt, doch der brave Onkel Franz fährt fort: „Das soll Dich aber keineswegs entmutigen. Im Gegenteil! Wenn Du Dich fleißig weiterübst, wirst Du später sicher die Freude erleben, daß Deine Geschichten gedruckt und besonders, daß sie auch gelesen werden. Viel Glück auf diesem Wege mit treuem Handschlag!“

Dank, guter Onkel Franz! Was mich betrifft, so habe ich deinen Rat befolgt und fleißig weitergeübt. Dem Handschlag habe ich meinerseits durch Mitarbeit, nicht mehr am „Onkel Franz“, sondern am „Prager Tagblatt“ bis zu dessen tragischer Sterbestunde die Treue bewahrt.

Das zweite Blatt aus dem folgenden Jahr 1918 enthält auf der Titelseite mein erstes gedrucktes Gedicht.

Als der Vater diese Zeitungsblätter meines jungen Ruhmes zu seinen Papieren legte, mag er meinen dichterischen Versuchen noch freundlich gegenübergestanden sein. Als aus dem Spiel aber Ernst wurde, meinte er es anders. Zwar sprach er sich, wie das seine Art war, meist nur indirekt in Andeutungen aus. So kam er, als meine ersten Bücher schon das Licht der Welt erblickt hatten, einmal nach Hause und sagte so nebenhin: „Heute hab ich mir in der Buchhandlung Zinecker die Auslage angeschaut. Was es da für Bücher auf der Welt hat!“ Und meinte: wozu dann noch welche schreiben?

Diese unausgesprochene Frage hat mir damals wehgetan – heute stelle ich sie mir selbst.

Mögen damals unsere Wege auseinandergegangen sein, so treffen sich doch die Wurzeln unseres Lebens in den Versen, die das Heft seiner handgeschriebenen Gedichtsammlung beschließen:

Dunkeln muß es rings im Himmelsgrunde,

daß ein Sternenlicht dem Auge tapf;
stürmen muß das Meer bis tief im Grunde,

daß es Perlen auch ans Ufer trage;
klaffen muß des Berges dunkle Wunde,
daß sein Goldgehalt ersteh zu Tage:
dunkle Stunden müssen offenbaren,
was ein Herz des Großen birgt und Klaren.

Ich bin altmodisch genug, mich zu diesen Versen – sie stammen von Anastasius Grün – zu bekennen, wie sich mein Vater durch die diesmal volle, überdies noch unterstrichene Unterschrift dazu bekannte. Er ging, als der Abend über unserer Heimat, über unserem Leben und der Welt rasch zur Nacht wurde. Wenn mir das Leben so gelingen sollte, wie es dem Vater gelang, vielleicht darf es des Großen und Klaren um das mehr bergen, als die Zeiten dunkler wurden. Dazu hätte ich eine Voraussetzung: Ich teile nicht die Ansichten nicht weniger meiner Zeitgenossen, von denen ein kluger Mann sagte, sie wollen sich aus der eigenen Haut einen Rock schneiden.

Die Fremde erst lehrt uns die Heimat schätzen,
Und keine Gnade kann sie uns ersehen:
Wir wandeln draußen wie in goldenen Netzen.

ERHARD KRÄUSE

Der Luftkurort Wekelsdorf

In waldreicher Landschaft liegt im stillen romantischen Tal der Mettau der als Sommerfrische und Luftkurort besuchte frühere Marktflecken Wekelsdorf (468 m), der vor allen als Ausgangspunkt für den Besuch der berühmten Wekelsdorfer Felsen bekannt ist. Das jetzige Städtchen (tschechisch Teplice nad Metují), welches Markt Wekelsdorf und Ober- und Unter-Wekelsdorf umfaßt, ist jedoch auch noch in anderer Hinsicht beachtenswert. Auf seinem Gebiet befinden sich zwei warme Sprudeln und einige bemerkenswerte Baudenkmäler aus der Zeit des Barocks. Zu erreichen ist der Ferienort auf Fahrstraßen von Trautenau (26 km), Braunau (12 km) und Nachod (26 km), ferner mit der Lokalbahn Trautenau – Wekelsdorf und der Staatsbahn Nachod – Halbstadt.

Haltestelle der Lokalbahn für den Besuch der Felsenstadt ist Wekelsdorf-Felsen, weitere Haltestellen der Bahn sind Markt-Wekelsdorf und Wekelsdorf-Bahnhof. Diejenigen Touristen, welche am Staatsbahnhof Wekelsdorf den Zug verlassen und den Weg zu den Wekelsdorfer Felsen zu Fuß zurücklegen, benötigen dazu 40 Minuten. Sie passieren zuerst Unter-Wekelsdorf, dann Markt Wekelsdorf, wo beim Bahndurchlaß und der Pfarrkirche links die Straße zum früheren Hotel „Eisenhammer“ am Eingange in die Felsenstadt führt. Am Wege dahin sind zu bemerken das „Untere Schloß“ aus dem Jahre 1601 mit reicher Barockfassade, die kleine barocke Wallfahrtskirche Maria Hilf mit aufgelassener Iwaniteneremitage aus dem 18. Jahrhundert, und das durch die Anordnung seiner alten Holzhäuschen auffallende Dörfchen Stegreifen.

Im letzteren Ortsteile (Kolonie) befanden sich früher Wohnungen der Hörigen der Herrschaft Unter-Wekelsdorf. Auch hat dort im 12. Jahrhundert eine Burg ge-

standen, die aber bereits im 14. Jahrhundert nicht mehr existierte. Ebenfalls im 14. Jahrhundert soll sich in Wekelsdorf schon eine Holzkirche befunden haben. Die jetzige, dem hl. Laurentius geweihte Pfarrkirche ließ Graf Johann Karl Strake 1714 im frühbarocken Stil als Pfeilerbasilika erbauen. Die Kirche ist im Innern reich ausgestattet und besitzt wertvolle spätbarocke Schnitzaltäre, Holzplastiken und Malereien unbekannter Meister. Ausgemalt wurde die Kirche im Jahre 1730, doch sind die herrlichen Deckengemälde bei der Restaurierung im Jahre 1892 leider weitgehend übermalt worden. Von der ursprünglichen alten Kirche hat sich noch eine Glocke aus dem Jahre 1513 erhalten.

Die Wallfahrtskirche Maria Hilf ließ Johann Max v. Peytersberg, Doktor der Medizin, 1754 durch den Architekten Boh. Kühn erbauen. Ihre gesamte Inneneinrichtung ist barock und wertvoll. Die Decke ist mit einem großen kunstvollen Fresko-Gemälde geschmückt, die Wände zieren sechs Rokokobilder. An den am 17.12.1763 verstorbenen Kirchenstifter erinnert im Gotteshaus ein gutes Portrait. In der auf der Nordseite der Kirche angebauten hölzernen Einsiedelei hat noch bis in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg ein Einsiedler gewohnt. Der Erbauer des kleinen Klosters und dessen Diener Augustin Hiller waren Iwaniteneinsiedler. Jeden Dienstag und Samstag feierten die Bewohner Wekelsdorf ihre Werktagmesse in dem auf bewaldeter Höhe stehenden Kirchlein.

Bei der Pfarrkirche befindet sich ein zweites zum früheren Bezirke der Herrschaft Ober-Wekelsdorf gehöriges Schloß aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, welches 1599 erbaut wurde und das „Obere Schloß“ genannt wird. Die beiden Herrschaften Ober-Wekelsdorf und Unter-Wekelsdorf wechselten im Laufe der Jahrhunderte wiederholt den Besitzer und es befanden sich unter ihnen auch einige tschechische Herren. So erinnern an die Ritter Bohdanecky von Hodkov in der Pfarrkirche einige Marmorgrabsteine. Besitzer des Gutes Unter-Wekelsdorf, auf dem die Wekelsdorfer Felsen liegen, war vor dem 1.

Weltkrieg Graf Aichelburg, Ober-Wekelsdorf gehörte der Straka'schen Stifsherrschaft.

1934 zählte die Marktgemeinde rund 3000 hauptsächlich deutsche Einwohner. Sie besaß Bezirksgericht, Bürgermeisteramt, Notariat, Finanzwach-Kontrollbezirksleitung, Volks- und Bürgerschule, drei Sparkassen, Apotheke, zwei Ärzte, Freibäder und Hochquellenwasserleitung. Für Sommerfrischler und Erholungssuchende, die hier auch Fichtenlobbäder nehmen konnten und Gelegenheit zum Angeln und Tennisspielen hatten, waren außer den Hotels zahlreiche Privatwohnungen mit Kochgelegenheit vorhanden. Auch zum Wintersport wurde Wekelsdorf besucht. Es besaß eine Felsenrungschanze, Rodelbahnen und Eislaufplatz, auch fanden Skikurse statt. Von den ehem. Hotels seien genannt: Hotel „Freischütz“, Hotel „Krone“ und Hotel „Astoria“ (alle am Marktplatz), in Wekelsdorf-Felsen: Hotel „Eldorado“ und das bereits erwähnte große Hotel „Eisenhammer“. In letzteren erfolgte der Verkauf der Eintrittskarten für die Felsenstadt.

An Größe und Mächtigkeit sind die Wekelsdorfer Felsen, die erst seit 1824 bekannt sind, als man durch einen Waldbrand auf sie aufmerksam wurde, den benachbarten Adersbacher Felsen überlegen. Wie diese sind sie jedoch Gebilde des Kreidemeres, das zur Urzeit den größten Teil des nordöstlichen Böhmens überschwemmte und vor Jahrtausenden diesen gewaltigen Quadersandsteinbau errichtete, der durch die Verwitterung zerklüftet und in eine Unzahl von eigenartig geformten Felstürmen (bis 40 m hoch) und ein Labyrinth von Schluchten aufgelöst wurde. Als erster Tourist besuchte Dr. Schmidt aus Schweidnitz 1844 die Felsen. Zunächst war nur ein Weg für die Holzabfuhr in das Labyrinth angelegt worden, erst 1845 ließ der damalige Herrschaftsbesitzer, Graf Rumerskirch, einen Teil der Felsenstadt erschließen; eine weitere Erschließung erfolgte 1868.

Außer den Besuch der beiden Felsenstädte, die zusammen ein 6,8 km langes

und 4 km breites Gebiet umfassen, bietet das Städtchen noch viele andere Ausflugsmöglichkeiten. Vor dem Bürgermeisteramt und dem Hotel „Eisenhammer“ befanden sich große Orientierungstafeln. Auskünfte erteilte der Fremdenverkehrsverein, die Felsenverwaltung und das Bürgermeisteramt. Karten zum Betreten der ausgedehnten herrschaftlichen Wälder erhielten Sommerfrischler von der Domänenverwaltung. Zu den besuchenswerten Punkten zählt der mit einigen Felsblöcken gekrönte Storchberg (785 m), welcher die höchste Erhebung der Adersbach-Wekelsdorfer Felsen und eine ringsum abfallende Kuppe bildet. Er bot, ehe der Wald herangewachsen war, eine gute Übersicht über das Sandsteingebiet. Unter den merkwürdigen Felsgruppen des Berges befindet sich das „Stachelschwein“ und „Hühnerest“.

Die beste Aussicht über das ganze Sandsteingebirge gewährt die Felsengruppe des Vostas (700 m), der zwischen Nieder-Mohren und Piekau liegt und von der Station Matha-Mohren der Bahnlinie Halbstadt - Nachod zu besteigen ist. Etwas südöstlich vom Storchberg befindet sich noch ein weiterer sehr lohnender Aussichtspunkt beim Schloß Bischofstein (660 m), wo sich auf dem schmalen Felskamm auf steilem Kegel die geringen Reste der Ruine Katzenstein (707 m) erheben, von deren Turm man eine vortreffliche Aussicht nach Böhmen hat. Die schon zu Zeiten Kaiser Karls IV. bestandene Burg, seit dem 15. Jahrhundert „Katzenstein“ genannt, wurde im Jahre 1447 gleich den benachbarten Felsenburgen Adersbach und Stegreif wegen Raubritterei ihrer Besitzer von den schlesischen und lausitzischen Städten zerstört.

Das frühbarocke Schloß Bischofstein wurde im Jahre 1666 auf der Herrschaft des Königgrätzer Domkapitels, die damals gerade erst vom ersten Königgrätzer Bischof erworben worden war, erbaut, daher der Name „Bischofstein“. Das Schloß beherbergt seit einigen Jahren das Museum des tschechischen Romanciers Alois Jirasek (1831-1930), der aus dem Städtchen Hronov im Mettauale stammt.

J. Tatzel

Aus der Zeitung.

Kaum Rosla-Plut zum Schenke non,
grefe ba glei noch 'm Blotte;
do kaum's 'm gar ne ericht druf on,
wenn ha 's ar ärchtlich hette.
Da rodt die Presse hin an hat
on macht a großes Wafa
on blätterte dr kreiz on quat
on — kunnst doch gar nee lafa. —
Gang henda tot 'n Zottleret
eene Annouze brenge;
a Pfad wer ufgewolt dabei,
dos jukt gar tollich sprenge.

Weil moy Plut dos Zeitungsblout
zum gruße Angefede
verleht vür senner Rose hott,
long halt dos Pfad om Arde.
Do meent dr Wert: „Du, Plute, hoch!
Uns tut die Reigter quala;
du host die ganze Zeitung dorh,
jeh kunnst ons was brähla!“
Plut hiel a fenger ausgeitrodt
on zeichte of dos Pfala:
„Do is a Gotsche-Pfad berracht,
sonst is noch olls beim Ala!“

Lawasmüde.

Bei Jull's-Raga of 'm Borch
joh olls beim Affa; viel hott's nee:
Apna met Pottre on met Quorche
on una druf 'n Schluds Kaffer.
Dr Sing-Rall tot gar fleßich schöla
on schmeerte Pottre, was ha kunnst;
a Pauer tot's Idun lange quala
on endlich twarich 'm doch so hant.
„Sing“, meent ha frendlich, „in nee spie!
met demm Befond, ich wech, wie's gieht!“

„Jh of recht Quorf, do tut ichen fähla,
die Pottre schodt emm, weil se brich!“
„Too“, lorte Sing, „kunn mich nee schreda.
Dos begla Yama, liever Got,
is werlich na tee Joderlede,
on ich, ich ho la langst Idun tot.
Emm mich, do macht dich keene Borch;
on wenn ich heit jogronde gieht,
bleit Ihr of hülich bei Eiern Quorche,
ich of die Pottre, on wenn 's verbrich!“

Richt zo macha.

„Wu host denn du, verflüchter Jonge,
hich wieder alu jugepost?
Do friecht ma werlich vür die Louge,
eh doß hei dir a Wörlla noht.
Kam jort na do em Deng dich ronder,
gieht's Idun ofs andre wieder auf;
ich hou ja stot kont jehonder,
dos Remgreite, dos hiest uf!“

„Du kromst du met jerechne Zafho
of grobe noch a eenschmel,
do wech ich Idun, was ich war macha:
Jeh sperr dich et a Hinderhol!“
Do stellt sich Frangla vür die Mutter:
„Wu, mir is dos ju eesterlee;
's war' nwer werlich schod' ems Jutter,
denn doß du's wech: Teen tu ich nee!“

Rübezahlschmунzelt



DER RÜBEZAHL SCHMUNZELT!

Die Bauern des Riesengebirges waren abergläubisch, sie glaubten an den Herrn ihrer Berge, den Berggeist Rübezahl und allen Schnickschnack, der sich um diese Märchengestalt rankte und auch daran, daß man durch Tischrücken die Geister Verstorbener beschwören könne. Hockt da eine Runde Bauern im Gasthaus, sie hatten den magischen Kreis ihrer Hände geschlossen, sie wollten den eben verstorbenen Bürgermeister zitieren, seinen Geist, denn es stimmte leider in der Gemeindegasse nicht und die Seele des Dahingeshiedenen sollte ihnen sagen, wo das Geld geblieben.

Nun war einer unter ihnen, der Bönsch Korle, der hatte daheim ein böses Weib, die ihm immer den Marsch blies, wenn er spät nach Hause kam, darum machte er sich vorzeitig auf den Heimweg. Er mußte, um zu seinem Hof zu kommen, quer durch den Friedhof. Es war eine stürmische Novemberrnacht, der Sturm pfiß durch die Wipfel der Bäume und gespenstisch leuchtet das Licht des Vollmondes auf den Gräbern, als es im Dorfe zwölf schlägt, Mitternachtstunde, Geisterstunde! Wie er mitten im Friedhof ist, sieht er ganz nahe bei einem Grab eine weiße Gestalt. Zitternd und schlotternd fällt der Bönsch Korle in die Knie und fragt das Gespenst mit angstbebender Stimme: „Och soagocke, du gudr Geist, woas willstest denn?“ Da kommt mit hohler Stimme die Antwort: „Oach, Böhsch Korle, hoast Du denn nej a Steckla (Stückchen) Papier?“

*

Ein siebenundachtzig Jahre alter Häusler in Schatzlar liegt

im Sterben. Mit schwacher Stimme bittet er sein Weib an: „Gib mir ock a Tippla Koffee!“ Barsch herrscht sie ihn an: „Stille bischte, jetzt wer kej Kaffee getrunka, jetz wird gestorba!“

*

In Altösterreich trugen die Veteranen einen Hahenschwanz am Hut. Behandelt da der Herr Lehrer den Hahn und fragt die Buben ab.

„Franzla, was hat denn der Hahn?“ „Einen Kamm, Herr Lehrer!“ „Ernstl, was hat der Hahn noch?“ „Einen Sporn!“ „Na, und Du, Ottole? Was hat der Hahn noch?“ „Der Hahn, der hat a Veteranabusch am Hindern!“

*

Ein rothhaariges Mäderle ist mit der Mutter im Hochamt. Und der Herr Pfarrer predigt so schön, daß Gott alles geschaffen habe im Himmel und auf Erden. Auf dem Heimweg geht der Kleinen die Predigt im Köpfchen herum und da fragt sie: „Mutterle, hoat denn dar liebe Gott ou meine ruten Hoorla gemaoh?“ „Jo, jo, er hot jo olles gemocht, ou Deine rut'n Hoorla!“ Antwortet die Kleine: „Och, bei dan uba loass' mir obr' nischt mehr mocha!“

*

Am Viehmarkt in Trautenau fragt ein Viehhändler einen Bauern: „Na, hott'r denn a Ferkla zu verkaufe?“ „Ju, hoan tun mer alleweile groade kejne, obr krieg'n, 's kennde sein doß mer balde welche tätä!“

*

Die alte Wagnerbäurin ist nach einer nicht ganz harmonischen 40jährigen Ehe aus einem sanften Täubchen ein gar böser Hausdrachen geworden. Seufzend meint ihr Mann am Stammtisch, nachdem er einen wehmütig-grimmigen Zug aus seiner Pfeife genommen: „Frieher, do wors gutt mit ihr, doe wullt ich sie auffrassen, heite reit's mich, doß ichs nie gemaoh't hob!“

*

In Braunau lebte einst der alte Kinzel, er hatte ein loses Mundwerk, war zu jedem Spaß aufgelegt, konnte tausend

Geschichten und Schnurren und für die Kinder die schönsten Sagen und Märchen und duzte alle Welt, ob es der Bürgermeister war oder der Doktor oder der Direktor der Landwirtschaftlichen Winterschule in Großdorf, dessen Sohn der Verfasser dieses Buches ist. Also, wie gesagt, er duzte alle ohne Ausnahme, bis auf den höchsten geistlichen Würdenträger des Braunauer Ländchens, den Propst des Benediktinerstiftes Braunau. Doch sollte dieser es ausdrücklich gesagt bekommen. Eines Tages sprach ihn Seine Ehrwürden, der Propst an! „Ich spreche zu olle Leita du, bloß zu Dir nee, Hochwürden Harr Propst!“

*

Ein Braunauer Schuster hatte sein erstes Weib aus einer sehr tüchterreichen Familie heraus geheiratet. Die Ehe war nicht besonders vom Glück gesegnet, und zudem starb schon nach kurzer Zeit die Frau. Als aber das Trauerjahr vorüber war, wollte er nicht aus der Familie heraus und obwohl die Schwestern der verstorbenen Frau als zänkisch verschrien waren, und auch ihre Schönheit sich in bescheidenen Grenzen hielt, heiratete er eine davon. Aber wie es das Geschick wollte, nach kaum dreijähriger Ehe starb auch diese, und der unverdrossene Schuster holte sich auch sein drittes Eheweib aus der Familie seiner zwei ersten Ehegattinnen, obwohl er auch mit der zweiten Gattin nicht gut ausgekommen war. „Gebranntes Kind scheut das Feuer!“ dieser alte Spruch wurde von ihm nicht berücksichtigt. Da fragte ihn ein Bekannter, dem er gerade ein paar Stiefel vermaß. „Etze hoste schun zwee Schwastern zu Weibern gehott, best mit kenner gutt auskomma und etz hoast 'r noch de drette gehullt, wos follt dr' denn ein?“ Da antwortete mit pffiffigem Lächeln der Schuster „Nu jo, weeste, ich will halt die ganze Familie ausrotta!“

*

Der alte Rösler fährt mit seinem Robaradl (Schubkarren) hinaus aufs Feld. Das Rad ist jahrelang nicht geschmiert worden und quietscht zum Steinerweichen. Da begegnet er seinem Nachbarn: „Dos quietscht obr ver.....!“ „Weees schun, loss' ocke quietscha, hot ju Zeit!“

Adam ist auf Urlaub im Jahre 1940 und hat sich das spröde Gretla angelacht. Dennoch sind sie hübsch warm geworden miteinander, denn die Uniform der Gebirgsjäger und das EK 2 machte Eindruck auf das Gretla, sie hatten ihren Spaß am Tanzboden, Gretla hat auch nichts dagegen, sich von Adam „hejmschaffa“ zu lassen. Der Mond scheint, die lieben Sternlein blinken, der Flieder duftet, die Grillen zirpen und die Nachtigallen schlagen und der wackre Krieger macht sich Hoffnungen, daß ihm doch noch ein nächtliches Liebesglück erblüht. Vor Gretlas Hof angekommen, will er unbedingt noch auf ein Schäferstündchen hinauf in des Mädchens Stübchen. Sie flüstert ihm mit leisem Lächeln zu: „Wart ock hier noch a bißla, ich muß sahn, ob die Mutt'r schloft, ich ruff Dich glei, zieh ock daweile die Schuhe aus...!“ Glückstrahlend und voller verliebter Ungeduld tut er das, während sie im Haustor verschwindet. Gleich darauf öffnet sie das Fenster: „Adam! Hierste mich?“ „Joa!“ „Konnste schleicha?“ „Joa! Ich bie doch a guda Spähtruppführa!“ „Na, dann schleich dich ock daheem!“ flüstert sie ihm kichernd zu und schließt das Fenster...

*

Bei einer Trauung predigt der Pfarrer gar schön, daß Hochzeit hohe Zeit bedeute, die schönste Zeit im Leben. Nach der Trauung meinte in der Sakristei der Küster, als er dem Hochwürdigen Herrn aus dem Ornat hilft: „Den hob'n ses obr gutt gegab'n, su durch de Blume!“ Verständnislos fragt der Pfarrer: „Wieso? Durch die Blume? Was meint Ihr denn?“ „Joa, halt dos mit der hohen Zeit! Bei dan worsch neemlich schu die höchste Zeit!“

*

Ein Tourist trifft während einer Gebirgswanderung einen kleinen munteren Jungen von vielleicht 6 Jahren, der gar kein Hemd trug. Er wird gefragt: „Na, Du hast ja gar kein Hemd an, bist Du so arm?“ Nej, nej, mir hon nack'che Woche!“

Ein Bauer war Witwer geworden. Nach Ablauf des Trauerjahres hat er sich ein ganz junges Mädcl zur Frau genommen. Ruft der Nachbar über den Gartenzaun herüber: „Na, Franzla, hoast Dir jo a ganz a junge Weibla genumma!“ „Jo-o-o-o“, antwortet der neugebackene Bräutigam, wejsste, a Junge frißt ou nie mehr!“

*

Singstunde in der Dorfschule. Der Lehrer stimmt seine Geige. Die Schülerschar läßt kein Auge von ihm. Da ruft ganz aufgeregt einer von den Buben: „Werscht schon su lange drehn, bis dr dos Ding ej die Gusche fliegt!“

*

Als die Tschechen vor dem Anschluß des Sudetenlandes mobilisierten, wurde auch der Smeibidl Franz aus Marschendorf eingezogen und mußte in der Tschechenarmee Dienst schieben. Einmal wurde er zur Fahnenwache eingeteilt, bei Nacht. Mit Wut im Bauch ob der verlorenen Nachtruhe fährt er mit der Hand über die Fahnenseide und brummt: „War werd schon dan alda Fatza stahla?“ (Wer wird schon den alten Fetzen stehlen?)

*

Erste Schulstunde.

„Lahrer kumm amal her!“

„Was ist los?“

„Wos is denn dos für a Hoka (Häkchen)“

„Das ist ein ‚i‘!“

Kurze Pause:

„Lahrer, kumm amal har!“

„Was hat Du denn schon wieder?“

„Wos is denn dos für a Haka?“

„Das ist auch ein ‚i‘!“

„Ich ducht mersch!“

*

Einer konnte und konnte das Fluchen nicht lassen. Wie er einmal zur österlichen Zeit im Beichtstuhl kniete, warnt ihn der Pfarrer: „Franz, Franz, wenn Du das Fluchen nicht läßt, kann ich Dich leider von Deinen Sünden nicht lossprechen!“

Da entfuhr dem Franz: „Nu, doas wär wull verflucht, Hochwü'd'n!“

*

Einer braven Frau war der Mann gestorben und jeden Tag geht sie hinaus auf den Friedhof, um am Grabe zu beten. Eines Tages ist sie wieder draußen und schluchzt: „Och, mei liebes Franzla, worum haste mich denn verlassa, dous is kej Laba mirh, und wie schiene könnten mir laba: die Versicherung hoat 5000 Krun geschickt...“ Kaum hat sie es gesagt, da wirft ein Maulwurf auf dem Grabe ein Häuflein Erde hoch. Die Witwe erschrickt und ruft: „Bie ock schille, Du wirst doch a Spaß verstiehn!“

*

Das kleine Guschla, ein 5jähriges Mäderle, kommt mit einem großen irdenen Topf zum Krämer, sie soll Rübensaft bringen, schön bis zum Rand vollgefüllt, für 50 Kreuzer. Der Krämer erfüllt ihren Wunsch und fordert das Geld. „Joa, 's Mutterle hoat mir die Kreizerla ej da Topp reigeläit!“ (was im dämmerigen Kramladen der Krämer gar nicht bemerkt hatte).

*

Der Inhaber der Braunauer k. k. Tabaktrafik hatte den Spitznamen „Tabaknaz“. Er war sehr gesellig und lustig. Eines schönen Sonntages fuhr er mit seiner Rosa und dem Doktor-Ehepaar Köhler mit dem Landauer (Kutsche) in die nahe schlesische Stadt Glatz. Dort wurde es sehr lustig und gemütlich, besonders das dort ausgeschenkte Kulmbacher braune Bier schmeckte allen vieren vorzüglich. Wie der Kutscher dann anspannt, um sie heimzufahren, da konnte es die Rosa einfach nimmer aushalten, das viele Bier drückte und drückte sie, sie hockt sich in eine dämmerige Ecke, wird aber doch von einem Polizisten entdeckt, der ihr 10.— Mark Strafe abnehmen will. Da springt der Tabaknaz herbei und brüllt den Polizisten an? „Dou honse Ihre 10 Mark, Alde, Du tscherlst!“

*

Anlässlich einer Dienstreise trifft der Bezirkshauptmann unweit von Arnau in einem Dorf den alten Gemeinde-

diener Schreiber Ludwig, der zugleich das Amt des Totengräbers verrichtete. Obwohl er bereits zum dritten Male Witwer geworden war, ging er trotz seiner 69 Jahre zum vierten Male auf Freierfüßen. Als er dies treuherzig dem Bezirkshauptmann berichtet, antwortet ihm dieser lächelnd, daß auch er sich kürzlich verlobt habe. Da klopft ihm der Alte gemütlich auf die Schulter und meint ganz vertraut: „Galocke, mir Beamta giehn weg wie worme Semmeln!“

*

Ein Gymnasiast aus Trautenau war in den großen Sommerferien auf Besuch bei bäuerlichen Verwandten tief drinnen im Gebirge. Als eines nachts ein mächtiges Gewitter niederging, hörte er plötzlich, von der Türe her, tappende Schritte, als ob sich einer näherschleiche: tap, tap, tap tap... Da war er gleich hell wach und es rieselt ihm ängstlich den Buckel herunter, ja, es stimmt: tap, tap, tap. Es ist ganz deutlich zu vernehmen, schon näher war das rätselhafte Geräusch zu vernehmen, als ob ein unsichtbarer Geist direkt aufs Bett zukäme. Der aufgeschreckte Schläfer griff nach einer alten, dicken Schwarte, in der er vorm Einschlafen gelesen, als Waffe gegen den Geist, er springt auf und schleicht auf die Türe zu, da vernimmt er — in der Mitte der Stube lauschend — wie das Geräusch — tap, tap, tap, tap — zwischen ihm und dem Bett zu hören ist. Nun bekommt er es richtig mit der Angst zu tun, mit gezückter Schwarte schleicht er auf das Bett zu, beim Bett vernimmt er nun das tap, tap, tap u n t e r dem Bettgestell, und wie er mit der Taschenlampe darunter leuchtet, da schaukeln dort: z w e i F l ö h e a u f e i n e m S t i e f e l k n e c h t : tap, tap, tap, tap! (Dies ist eine sogenannte Aufsitzergeschichte, wie sie im Gebirge gang und gäbe sind.)

*

Ein biederer Riesengebirgler, der am Osterritt teilnehmen wollte, kam erst im Morgenrauen ziemlich angeschlagen von einer Taufe heim. War er vorher erst über ein am Wege stehendes Faß gestolpert, so wollte er sich vor sei-

nem Knecht nicht bloßstellen, der mit dem geschmückten Pferde schon bereitstand. Hatte der Bauer schon Schwierigkeiten gehabt, sich von dem Fall zu erheben, schien ihm nun das Pferd besonders hoch und in einem Stoßgebet bat er alle vierzehn Nothelfer, ihm beim Aufsteigen zu helfen. Er nahm richtigen Anlauf und schwupp! — lag er auf der andern Seite wieder im Dreck. Wütend rappelte er sich auf und rief: „Kreiztibidomine, mißt'r olle vorz'n (vierzehn) glei uf ejmal kumma?“

*

Ein Bäuerlein aus Rosental bei Braunau war zu Markt gefahren, hatte gut verkauft, ein Kalb, 100 Eier und so manches andere, das sein Hof aufgebracht. Mit prallem Geldsack ging er ins Gasthaus „Ansoerge“ am Marktplatz, um ein Mittagessen zu verdrücken, daß er mit ein paar Glas Bier genüßlich herunterschwemmte. Wie er dann anspannen und heimfahren will, drückte ihn die viele genossene Flüssigkeit gar arg und er suchte sich eine dunkle Ecke am Ring aus, um sich zu erleichtern. da erwischt ihn der Polizist und raunzt mit gesträubtem Schnurrbart: „Sieie-ie! Das ist Verunreinigung! Das kostet 5 Kronen!“ Das erleichterte Bäuerlein gibt schmunzelnd zur Antwort: „Dou hons ock 6 Krunla, a Ferzla wor ou dobei!“

*

Auf die Städtische Sparkasse in Hohenebelbe kommt ein Bauer und will 1000 Kronen abheben. Am Schalter zählt man ihm den Betrag in lauter Zehnkronenscheinen ab, mit der Aufforderung, nachzuzählen. Der Bauer zählt bis 150 Kronen, dann steckt er das ganze Geld ein. Als der Bankbeamte verwundert fragt, warum er nicht die ganze Summe nachzähle, antwortet der Bauer beschwichtigend: „Hoats bis hondertfünfzig gestimmt, werd's aa bis 1000 stimma!“

*

Beim Bier im Gasthaus geht es hoch her. Man spintisierte über Tod und Leben und die Auferstehung, natürlich war der Hochwürdige Herr Pfarrer für die ewige Seligkeit, der Schwandner Schuster, den sie den roten Schuster nannten,

widersprach, der Bürgermeister, der es sich mit keinem verscherzen wollte, griff beschwichtigend in die Debatte ein und sagte: „Ich stieh' uff, ich bleib ou liega, ganz wie 'se' wern verlangal!“

*

Betritt in Trautenau ein Bäuerlein den Uhrmacherladen, in der Hand trägt er einen länglichen, in Papier eingewickelten Gegenstand. Fragt der Uhrmacher: „Sie wünschen?“ „Joa“, gibt der Bauer zur Antwort, „mei Uhrla (Uhr) will nej giehn!“ „Ja“, meint der Uhrmacher, „da müssen Sie die Uhr schon einmal mitbringen, damit ich nachschauen kann, wo's fehlt.“ „Nej, nej“, antwortet der Bauer, „dem Uhrla fahlt nischt, ower dar Schlenkerich dou, dous Ooos, dar will nie giehn!“ Und packt den „Schlenkerich“, d.h. den — P e r p e n d i k e l — aus!

*

Der kleine Otto — kaum 6 Jahre alt — ist schon ein ganz Gescheiter. Wie eine Schar schnatternder Gänse vorbeiwatschelt, meint er — ahnungsvoller Engel! — „Wenn die Gansla olles Menscha wära, do wärnse olle M a d l a!“

*

Im Hochsommer kommt der Pfarrer zum alten Rusch Max, dem Tischler und bewundert seinen Garten. „Gott wird herrliche Früchte reifen lassen, was?“ „Joa, mir sulls racht sein, Hochwürd'n, ob'r geblicht honn se nie!“

*

Einer hat sich aus dem der Gemeinde gehörenden Wald schönes Stangenholz ohne Bezahlung geholt und hat das Pech, daß ihm beim Abtransport der Herr Pfarrer erwischt. Es gelingt ihm jedoch nicht, sich mit einem frommen „Gelobt sei Jesus Christus!“ bei ihm vorbeizuschwindeln, vorwurfsvoll stellt ihn der Hochwürdige Herr: „Hannes, Hannes, unrecht Gut gedeihet nicht! Du sollst nicht stehlen! Machst Du denn kein Gewissen daraus?“ „Nej, Herr Pfforner, dodraus werd' ich mir a Gartenzaun macha!“

Das Mariechen und der Karl sind sich soweit einig: sie lieben einander von ganzem Herzen und wollen bald heiraten. Aber Karl ist ein vorsichtiger Bursche und klopft harmlos und unverfänglich bei Mariechen wegen der Mitgift an.

Errötend geteilt das Mariechen: „Jo weeste, Karl, vom Mutterle krieg ich a Sparstrumpf, ganz voll is'r!“

Der Karl aber will ganz auf sicher gehen und forscht weiter: „Wie grüße Füße hot'n die Muttr?“

*

Ganz aufgeregt kommt der kleine Toni aus der Schule heim und ruft: „Denk ock, Vaterla, dar Herr Lehra hot uns heite drzählt, frieher gob's af dr Walt ock Off'n und mir olla stamma von Off'n ob!“

Zuerst schüttelt der Vater den Kopf, dann sagt er ärgerlich zu seinem Sprößling: „I wos, doß 'ch drsch Maul nee stoppe, Du Kropp, zu frech'r! Du mogst meintswag'n von enn Off' obstomm', abr ich nee!“

*

In der Bürgerschule zu Schatzlar erzählt im Geschichtsunterricht der Lehrer, was das damals im dreißigjährigen Krieg für schlimme Zeiten waren: „... und denkt Euch, Ihr Madla, aus lauter Angst hob'n die Leite ihre Schätze vergrob'n...!“

Da ruft die muntere Gretl: „Jessmantjosef, Harr Lehra, lebendig!“

*

Der Rutsch und der Ferdl haben zusammen im Gasthaus „Zur Koppe“ Geburtstag gefeiert und wanken schwer geladen ihrer Wohnung zu. Der bleiche Vollmond steht am Himmel, da zeigt der Rutsch hinauf zum Himmel und sagt: „Hupp — Ferdl, guckamal — hupp — die ll-liebe ggu-ute Sonne!“

„Ddu bbist ju — hupp — nie bei Troste, Du bäsöffena — hupp — Karle, — hupp — Dddas ist ddoch — hupp — der Mmmond — hupp!“

„Die Gusche — hpp — haltste — hupp — ddas is doch — hupp — die lliebe gute Ssonne! — Hupp!“

„Hald ock Du — hupp — ddie Gugusche, doas ist doch — hupp — der lliebe — Hupp — ggute Mmond! Hupp!“ Sie streiten hin und her, fast geraten sie sich in die Haare, da kommt ein sächsischer Tourist daher, der zum Frühzug nach Hoheneibe will.

Der Rutsch fragt ihn und schwankt dabei wie ein Rohr im Winde: „B-b-bitte schön — hupp! — kinn se uns ock — hupp — ssoaga — hupp — is das die l-liebe gggute Sonne — hupp — oder der — hupp — lliebe gute Mmond? Hupp?“

Höflich erwidert der sächsische Wandersmann: „Das dud mr awr leid, das gann 'ch lhn' nich sach'n, ich bin sie neemlich ganz fremd in der Gechend, ich bin sie nämlich aus Götschenbroda in Sachs'n!“

*

An einem schönen Sommerabend lehnt der Bauer nach getaner Arbeit am Brückengeländer, läßt sich seine Pfeife gut schmecken und spuckt hie und da in den Bach, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen.

„Voterle“, ruft ihm besorgt sein Bübla zu, „paß ock uff, doas Dir Dei Pfeiffa nie ejs Wossa fällt!“

Saftig spuckt der Bauer wieder in den Bach und antwortet: „Na-a-a!“ und — bauz! — liegt die Pfeife im Bach!

*

Ein Hermsdorfer, einer aus diesem Dorf bei Braunau, hatte sich wieder einmal, nachdem er mit gutem Gewissen ein paar Klafter gutes Holz in Braunau verkauft hatte, nach Genuß etlicher Biere mit Korn vollaufen lassen und lag auf dem Heimweg im Straßengraben. Da sprach er zum genossenen Korn! „Hupp! — Du verdammtes T-t-ei-fala — Hupp —, Du host schon — Huppp! — menn Voota ei a Strossengraba geschmissa, du host — hupp — ou mich neigeschmissa, Du hoast schon su manche zum Offa gemocht, marsch! — hupp! — Nonder met Dir!“ Und gluck gluck — leerte er den Rest der Kornflasche!

*

Ein Bauer hatte mal einen Knecht, der war ein Ausbund von Faulheit, beim Heuen arbeitete er — wie man heute

sagen würde — im Zeitlupentempo. War der Bauer nicht zu blicken, da verkroch er sich in den Heufuder und schnarchte eine Viertelstunde, er konnte schier im Stehen schlafen. Einmal vertraute er sich dem Gänsebübla an. „Zun Assa (Essen) möcht i schu gerne sitza, wenn'ch ock bei d'r Arbeit liega könnt.“

*

Schloßherr auf Schloß Kukus in Ostböhmen war im 30jährigen Krieg der Reitergeneral Sporck, der es vom einfachen Hüterjungen zu so hoher Stellung gebracht hatte.

Er war ein erfolgreicher General, aber kaum beleckt von feinen Umgangsformen, geliebt von seinen Soldaten, deren treubesorgter Vater er sozusagen war.

Da war er einmal Ehrengast bei einer Festtafel in Trautenau, es war eine ganz feine Gesellschaft und der alte Haudegen fühlte sich nicht ganz wohl unter den Schranzen und duftenden Dämchen. Da kitzelt ihn etwas in der Nase, kräftig und mit lautem Trompetenton schneuzt er sich in die Finger und schlenkert den Rotz auf den Fußboden. Eine sehr vornehme adelige Dame, deren Tischherr er war, rümpfte ihr Näschen und lispelte: „Mon dieu, Herr General, so unpolit darf er nit sein!“ Und reicht ihm ein mit zarter Stickerei eingesäumtes Facinettlein (Taschentuch). Der General nimmt mit spitzen Fingern das Tüchlein, beäugt es und dann — wieder kitzelt es ihm in der Nase! — schneuzt er sich saftig und frisch und schmeißt das Tüchlein unter den Tisch!

Fritz Graas

ELFRIEDE FRANK-BRANDLER

Es war ein Hauch...

*Das alte Jahr zählt seine Tage
und müde lächelt sein Gesicht.
Es brachte Glück, es brachte Klage
im Wechselspiel von Dunkel - Licht.*

*Das alte Jahr will Abschied nehmen,
streicht uns behutsam über's Haar,
erfreute diesen - kränkte jenen.
Es mußte sein, so wie es war.*

*Es geht von uns, will sich nicht krönen,
verweht im raschen Zeitenwind.
Laßt dankbar uns mit ihm versöhnen:
es war ein Hauch - wie wir es sind!*

JOSEF MÜHLBERGER

Aus dem Riesengebirge

An einem sehr trüben, zeitigen Aprilmorgen starb die Marie Ettrich auf der Baude zwischen der Bohnwiese und der Staufenseite, ein schwaches und bleiches Weib im zweiunddreißigsten Jahre, nach einem arbeitsreichen und schmerzzerfüllten Leben.

Sie hatte an jenem Morgen gleich gefühlt, daß es zu Ende ging, hatte aber niemanden gerufen, denn es war seit langem ihr stiller Wunsch gewesen, in dieser Stunde allein sein zu dürfen. Sie war ihr gerade recht so. Es war still geworden, der laue Sturm, der die Tage vorher um die Baude getobt hatte, war verflogen, und in der Stube lag kaum die Dämmerung des frühen Tages. Die Dinge konnte sie noch nicht genau sehen; auch wenn sie sich etwas aufrichtete, sah sie nur einen großen Schatten,

so wie der breite, hohe Küchenofen; daneben dunkle und hellere Flecken, die waren das Küchengeschirr, das in Unordnung auf dem Tische und am Topfbrette herumstand. Nur der Messingpendel des Seigers trug einen Lichtfleck mit sich herüber, hinüber, hinüber, herüber, immer im gleichen, einsamen Takte. Das kranke Weib mußte schon nach einer Weile die Augen schließen, denn mit dem Hin und Her des funkelnden Pendels begann sich ihr Bett zu wiegen, dann die balkige Decke und schließlich schaukelte die ganze Stube, und der Sterbenden wurde so angst, daß sie bald in einem heißen Fieber lag. Jetzt hörte sie nur mehr das scharfe Tick-Tack-Tack-Tick und der Schwindel verließ sie. Ihre Lippen formten Worte, die aber nicht mehr die Kraft hatten, zu tönen. Ein Lächeln flog über das weiße Gesicht, es war eine unaussprechliche Seligkeit darin. Jetzt! Endlich! — die Stunde war gekommen. Die Stunde, um die sie die vielen beneidet hatte, die sie am Sterbelager besucht hatte, die sie im Sarge gesehen, die sie auf den Bergfriedhof hegleteit.

Mit ihrer letzten Kraft versuchte sie, sich auf den Rücken zu legen und den dünnen Leib auszustrecken, die Hände über dem Unterleib übereinander zu bringen — so — jetzt konnte es kommen. Das Sterben! In ihrer grundlosen Müdigkeit fühlte sie ein unendliches Wohlbehagen, spürte die Weichheit des Bettes, die Wärme der Stube, jetzt, in der Stunde, in dem Augenblick erst, den sie durch Jahre herbeigeseht hatte.

Ruhe! Ausruhen! Und Vergessen!

Nach einer langen Hast und Unrast.

Damals hatte die Unrast begonnen, als die den Vinz zum ersten Male gesehen. Er hatte sie nicht mehr freigegeben, zuerst mit seinen Augen nicht, dann mit seinen Armen. Den Fredl hatte sie gehen lassen müssen, den Fredl, den Fre...

Jetzt waren ihre Augen wieder groß und waren im Schauen wie erstarrt.

Den Fredl!

Den Forstadjunkten — er hätte sie gewiß genommen — er hatte es ihr gesagt — so schön hatte er ihr's gesagt. Er war immer so vornehm zu ihr gewesen. An seiner Seite hatte sie von einem Leben geträumt, das anders hätte werden sollen als das bei ihren Eltern und Geschwistern und Freundinnen; dieses bessere Leben, daran sie immer nur gedacht hatte, als sie der Vinz schon an sich gerissen und der Fredl bei Seite gelassen wurde ... Warum, warum hatte sie dem Vinz folgen müssen? Warum? Ihre Augen wurden noch weiter und nahmen einen schreckhaften, krampfartigen Ausdruck an: Warum? Da brachen die Augen in einem tränenlosen Weinen und schlossen sich.

...Dann kam die Jagd und die Unrast. Sie war wohl Arbeit gewohnt, aber nicht diese. Diese nicht! Das Vieh sollte besorgt sein, die Hauswirtschaft, dann die Sommer- und Wintergäste, die Ausflügler; dann die Abende erst. Die Nächte! So hät-

te der Fredl nie werden können wie dieser Vinz wurde, wie er sie nahm und quälte, unersättlich, sie die Müde. Und bei Tage schrie es immerzu: Geld! Geschäft! Dann kamen die Kinder, viele Kinder; einige starben, der Herrgott hatte ein Einsehen; die wenigsten blieben. Und doch klang das oft wie ein Vorwurf, daß Kinder da waren. Dann die Enge; die ewigen Tage in der engen, dunklen Küche und draußen...?

Die weite, grüne Welt.

Wie sturmgehetzte Wolken über dem Kamme gingen ihre Gedanken. Und doch – sie wurde stützig – narrete sie noch im Sterben das Leben? Zwischen all den Gedanken, die ihr ganzes lichtloses Leben überflogen, hatte die Uhr nicht getickt. War sie schon stehen geblieben? Nein, eben sank der Pendel zurück. Tack! War das Gedenken ihres unglücklichen Lebens zwischen einem Tick und Tack der Uhr erfolgt? Und wie laut es klang. Als sei es gar nicht die Küchenuhr, als sei es eine Turmuhr oder noch eine viel, viel größere.

... Wie sie es die ganzen Jahre nur so hatte ertragen können. Und doch – es war gegangen. Mit der Erinnerung und mit der Sehnsucht war es gegangen. Den Fredl hatte sie nur wenige Monate gekannt. Was für Abende aber waren das gewesen! Was für Sonntagnachtsnächte! Gar der letzte Weg nach Schwarzenthal hinunter am Palmsonntag! In ihrem größten Leid und Schmerz hatte sie daran gedacht, bei der meisten Arbeit, beim Kinderkriegen und in den heißen Nächten. Doch mit der Erinnerung allein hätte sie's nicht überwinden können, ohne die Sehnsucht an das Große und Dauernde, das da kommen soll nach dem Leben, das so kurz war gegenüber dem Kommenden, kurz war wie die Zeit von einem Pendelschlag zum anderen. Darum ist sie oft weit übers Gebirge gewandert, wenn sie erfuhr, daß wo ein Mensch sterbe. Sie mußte ihn sehen. Es gab wenige Sterbelager im Gebirge, an denen sie nicht gewacht hatte.

Viele Male war sie so mit dem Tode beisammen gewesen. Und war sie nicht mehr zum Sterben zurecht gekommen, kam sie zu dem Toten, ihn zu sehen, mit ihm zu

sprechen, bei ihm zu wachen, ihn zu begleiten. Oh, wie beneidete sie ihn um die starrte Ruhe, um die Rast im Rasen der Berglehne, im Schatten des Waldes! Obgleich sie der Mann immer schlug, wenn sie von einer Totenwacht oder einem Begräbnisse heimkam, sie mußte gehen, sie lag, sie schlich sich davon, sie entließ ihn und ertrug durch viele Wochen alle Arbeit, alle Qual, alles Häßliche so leicht und so froh.

Den fallenden Pendelschlag hörte die Sterbende noch, dann verwirrten sich ihr die Sinne. Ihre Arme bekamen Kraft, sie stießen die Betten von sich und griffen in das Grau der Stube. Dann schrie sie. Immerzu den einen Namen: Fredl! Bald lachte sie dazu, dann schluchzte sie auf, dann warf sie ihm wie ein Kind den Spielball, kreischte ihn und stieß ihn schließlich im Gleichakte der sich rasch hebenden und senkenden Brust hervor. Das Bett im andern Eck der Stube knarrte, eine Gestalt hob sich auf, tappte vor. Der Vinz stand am Bette seines Weibes. Unbeholfen stand er, bewegte keine Hand und fand kein Wort und sah auf den in rotwollenen Weis der gehüllten, zuckendem Leib nieder. Ratlos hingen seine starken Arme. Beim zweiten Aufschrei des Weibes trat er noch einen Schritt zurück; danach schien es sich zu beruhigen, griff erkennend nach der Hand des Mannes und zerrte ihn ans Bett. „Vinz, jetze hält ich dr noch...“ Sie schaut den Mann an, lang und eindringlich und mit unbewegten Augen, daß sie ihm fremd wurde. Sie sprach in abgerissenen Sätzen, einmal schrill und dann wieder leise weinend, beichtete Sünden, die sie nie getan, kaum je gedacht hatte, die nur die Sterbestunde aus den dunkelsten Tiefen ihrer Seele pfeifte. Beichtete Ehebruch und Kindesmord, todstündiges Vergehen, Betrug. „An ejmol a, du ... do wullt ich dich drwürcha ...“ Häßlich schrie sie auf: „Du Gorschticher du, du Teifel du! Schinder!“ Sie schlug mit den Armen, verkrampfte die Finger wie um einen Hals, warf sich auf dem Lager herum. Er aber, der ihr fiebriges Geständnis für Wahrheit genommen, warf ihren Leib hart in die Kissen zurück, pfeifte seine Hand auf die sich aufblühende

Brust und warf dem Weibe ein schändendes Wort hin. Die Sterbende richtete sich stöhnend wieder auf und rang einen wütenden Kampf mit einem, den nur sie sah; ihre Haare verrauchten sich, ihre Kleider rissen auf, Schaum quoll aus ihrem Munde. Immer wieder sank sie ermattet zurück, immer wieder riß es sie in die Höhe – und sie hatte sich diese letzte Stunde ein qualvolles Leben lang so schön gedacht. Ruhe! Ausruhen dürfen!

Als das letzte, ungestüme Drängen des Lebens vorüber war, spürte sie nunmehr eine unendliche Schwere in sich, spürte, wie jemand ihre Arme aufhob, ihre Hände formte und etwas zwischen ihre Finger schob; spürte an den schweren Schritten, daß sie zum Fenster gingen, das aufgestoßen wurde; daß sie vor dem Spiegel wieder hielten, an dem ein Papier knisterte; daß sie dann der Uhr zuwanderten, die mit einem rasch abbrechenden Surren stehen blieb. Zwei Hände strichen ihre Augen zu; es waren seine Hände, die ihr zum ersten Male nicht hart erschienen. Bald darauf war ein ziehender Schmerz in allen ihren Gliedern, sie spürte sich wachsen übers

Bett hinaus in die Stube hinein bis an die Tür; noch immer trieb ihr die Angst Schweiß aus der Haut; rufen konnte sie nicht mehr; ein Rauschen und Brausen spürte sie in der Stille, wie von eindringenden Wassern, die sie forttrügen...

Sie glaubte, alles das hätte noch Stunden gedauert; aber es war nur in der Zeit, die ihr Mann brauchte, die Totenkerze anzuzünden. Immer noch glitt das Leben an ihr vorüber, noch immer. Dieses dunkle Wasser! Das Leben, das was zwischen ihrer kleinen Erinnerung und großen Sehnsucht gewesen. Noch einmal hatte sie so viel Kraft, daß sie eine Hand aufheben konnte. Sie griff, als wollte sie dieses Leben fassen, halten, formen. Nichts! Leer sank die Hand.

Umsonst —

Als nun der Vinz die umgefallene Kerze aufhob, neu anzündete und vor seines Weibes Mund hielt, stand die Flamme vollkommen stille.

Vor der Haustür dann merkte er an der Bläue der Berge, an der milden Luft, daß das Frühjahr nach einem harten und kurzen Winter seinen frühen Einzug hielt.

OLGA BRAUNER

Das Holzschüsselchen

Dabeim, in einem Bauernhause, lebte ein alter Großvater, der seinem Alter gemäß schon etwas zitterig geworden war. Die junge Bäuerin, seine Schwiegertochter, ließ ihn daher nicht mehr am Tisch sitzen und reichte ihm die Suppe, oder was es sonst gab, in einem Schüsselchen auf der Ofenbank. Zweimal war dem guten Alten schon das Schüsselchen aus den zitterigen Händen gefallen und am Boden zerschellt. Darüber war die Bäuerin sehr ungelitten, obwohl der Bauer seinem alten Vater ein gutes Wort reden wollte. Der kleine Enkelsohn

hörte schweigsam zu, legte den Löffel weg, schob den Teller von sich und schaute mitleidig hinüber zum Großvater, den die Mutter so arg gescholten hatte.

Bei der nächsten Mahlzeit sah das Kind, wie die Mutter eine Holzschüssel mit Suppe füllte und dem Großvater auf die Ofenbank stellte. „War das nicht so eine Schüssel, wie sie draußen vor der Hundehütte für Flocki, den Haushund stand?“ So ging es dem Jungen durch den Sinn. Die Mutter sah nicht die erschrockenen Augen des Kleinen. Anders aber der Vater. Er fühlte,

daß in seinem Sohn etwas vorging.

Am Nachmittag, als alle draußen auf dem Feld waren, saßen Großvater und Enkel auf der Bank vor der Haustür. Ganz nahe rückte der Junge an den Alten heran, strich behutsam über dessen zerfurchte Hände und fragte ihn, ob er früher auch mit aufs Feld gegangen sei. „Ja freilich!“ bejahte der Großvater und erzählte freudig vom Ackern und Pflügen, vom Geheimnis des Samenkorns in der Erde, von den hohen Ähren des Sommers und vom Segen der Ernte. Gar lustige Geschichtlein verstand er einzuflechten – und wenn der Enkel hell auflachte, dann schmunzelte er und wischte sich heimlich mit dem blauen Sacktuch über die Augen.

Als die Sonne hinter dem großen Birnbaum untergegangen war, fröstelte es den Großvater und er ging hinein in die Stube. Der Bub verweilte noch ein wenig, dann sprang er auf, lief hinter die Scheune, wo das Winterholz zum Trocknen aufgestapelt war. Dort suchte er eine Weile umher bis er ein passendes Stück Holz gefunden hatte. Er schob es unter den Arm und ging in die Stube. Dort suchte er im Geschirrkasten ein kleines Messer und setzte sich mit dem Rücken gegen den Großvater auf den Boden. Der Alte hatte noch ein Pfeifchen

geraucht, dann war er eingesnickt.

Nicht lange darauf kamen die Bauersleute vom Feld. Die Bäuerin, geschäftig hin und herlaufend um das Abendessen zu richten, sah ihren Jungen still am Fußboden sitzen und war's zufrieden. Der Vater aber ging zu ihm hin und fragte, was er da mache. Da sah er das kleine Messer in den Händchen des Kindes und wurde unwillig.

„Du weißt doch ganz gut, daß es verboten ist, ein Messer aus der Schublade zu nehmen!“

Da sah der Bub den Bauern treuherzig an und sagte: „Einmal mußt du mir schon das Messer lassen. Weißt du, was ich da mache? Ich schnitze für dich eine Holzschüssel, damit du auch eine hast, wenn du einmal ein Großvater bist!“

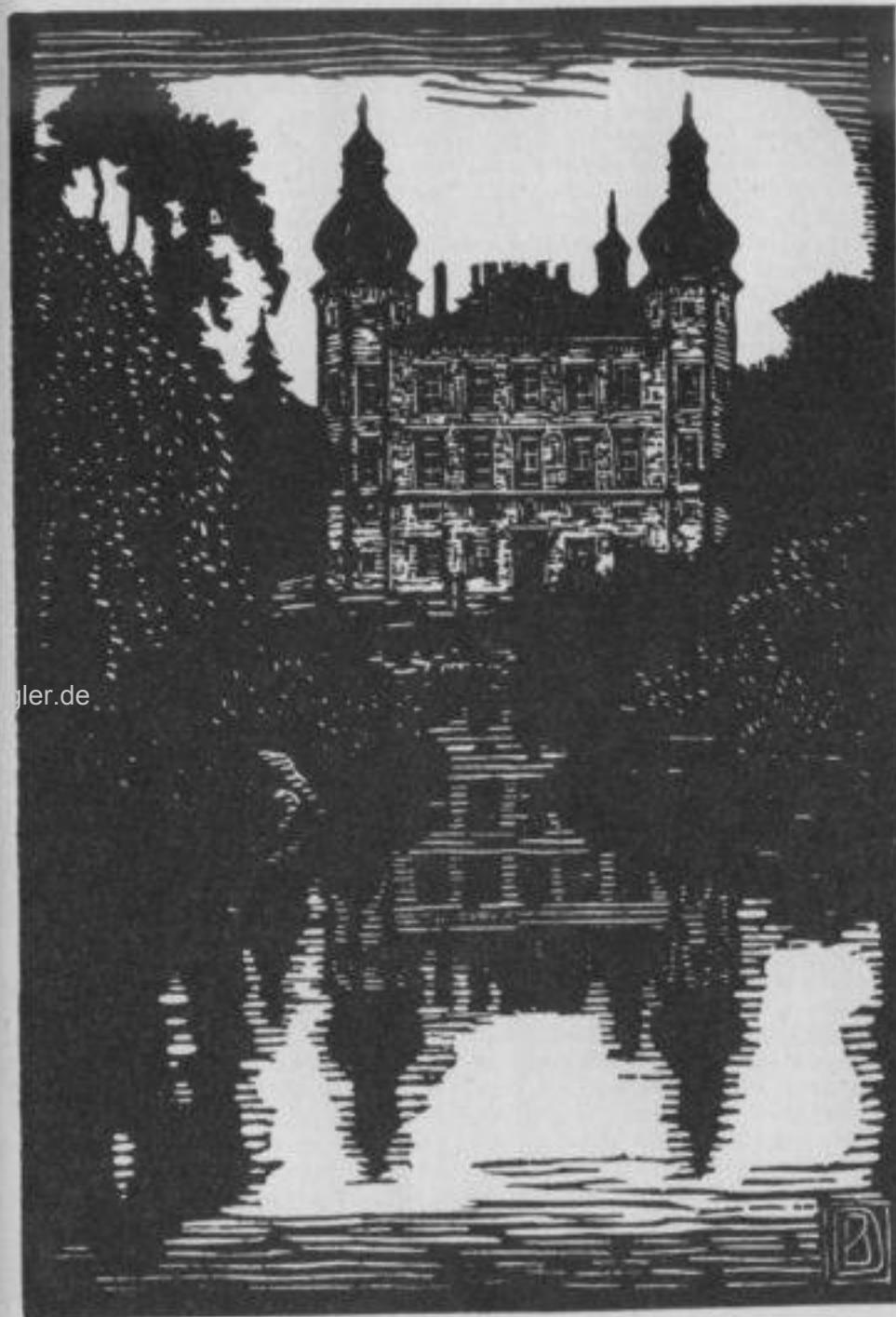
Der Vater war erschüttert, die Mutter, die die Worte ihres Kindes gehört hatte, schlug beschämt die Augen nieder. Dann ging sie zur Ofenbank, nahm den Großvater unter den Arm und führte ihn zum Tisch unterm Herrgottswinkel. Wie allen anderen Familienmitgliedern schob sie ihm freundlich einen Teller hin.

Und so blieb es. Der Großvater hat, so lange er noch lebte, niemals mehr aus einer Holzschüssel auf der Ofenbank essen müssen!

Die Koga-Naha.

„Nun wißt ihr, Kinder“, meent der Lehrer,
wie bei der Koga es geschieht,
daß sie nicht bloß am hellen Tage,
nein, auch im Dunkeln deutlich sieht.
's gibt aber auch kein zweites Häutler,
das diese Fähigkeit besitzt.“
„Oho!“ ruft Voisla, „meine Schwester!
No, lacht of, ich ho aa gelpht!
Do worn m'r Semmet-Onds ein Kaller
on Nanta Schworze Apna raus –
der Hont-Kall, ich, on meine Schwester –
of emol lösch die Kerze aus.
Su fenster wor'ich, doß ich die Hände
nee vür a Naha ho gelpürt:
do tschickelt hender mir die Schwester:
„Woi, Hont, du best ju nee rasiert!“

3. Tafel



Schloß in Hohenelbe.

Benno Blouby.

Die Kesselkoppe und ihre Gruben

Der Zentralpunkt und die höchste Erhebung im westlichen Teil des böhmischen Riesengebirges ist die 1434 m hohe Kesselkoppe, welche die gesamte Lage der als Luftkumet und Wintersportplatz besuchten Marktgemeinde Rochlitz a.d.Iser (600-1260 m) beherrscht und in alten Grundbüchern „Rochlitzer Schneeberg“ genannt wird. Ihre kahle Bergkoppe bietet eine der großartigsten Fernsichten südlich weit nach Böhmen hinein, wo man all die zahlreichen imposanten Basaltkegel und Sandsteinplatten der nördlichen Hälfte des Landes bis zum Lausitzer Gebirge mit einem Blick überschauen kann. Nicht weniger reizvoll ist die Aussicht in die Nähe auf das malerische Talbecken von Rochlitz sowie andererseits auf die „Sieben Gründe“ und den östlichen Teil des Riesengebirges, aus dem der Kegel der Schneekoppe majestätisch emporragt.

Am südöstlichen Rand der Bergkoppe gähnen dem Besucher zwei tiefe Schluchten entgegen: die Kesselgruben. Während die Kuppe sonst nach allen übrigen Richtungen sanft abfällt, tut sich hier dicht vor den Füßen des Beschauers der 400 m tiefe, grandiose „Kessel“ auf, der durch einen schwierig zu erkletternden Felsgrat in zwei Abteilungen, die Große und Kleine Kesselgrube geteilt ist. In ihrer wildromantischen Szenerie stellen diese ein würdiges Gegenstück zu den Schneegruben auf schlesischer Seite des Kammes dar, die sie an Umfang und Tiefe übertreffen. Ihre Felswände sind zwar weniger nacktfelsig und zerrissen wie jene der Schneegruben, aber stellenweise durch jähe, meist feucht überrieselte Plattenschüsse gepanzert.

In der Eiszeit waren diese für die landschaftliche Physiognomie des Riesengebirges charakteristischen Hohlkessel das Lager eines mächtigen Gletschers, der 2,5 km nach Süden reichte. Wie bei den Schneegruben handelt es sich also auch bei den

Kesselgruben um ein früheres Gletschergebiet, das botanisch und geognostisch merkwürdig ist. Die östliche größere der beiden Gruben ist die interessantere, einmal wegen ihrer tief hinabreichenden, von Erde entblößten Glimmerschieferplatten am fast senkrechten Grubenrande, zum andern wegen ihrer reichen Flora, denn sie zählt zu den wichtigsten Pflanzengebieten des Riesengebirges und wurde deshalb in früherer Zeit viel von Botanikern aufgesucht.

Ihr entquillt in 1038 m Höhe der Kesselgraben (Kerkach), welcher den Ursprung der Kleinen Iser bildet. In der Kleinen Kesselgrube, die im Grunde ebenfalls eine reiche Vegetation besitzt, steigt der „Rübezahweg“ in Serpentin aufwärts, der über die Rochlitzer Hofbauden nach Harrachsdorf-Neuwelt führt. Bei einer Linkskurve konnte man von diesem Wanderweg auf schmalen Pfad ein Stück in die Große Kesselgrube hineingehen. Der Wasserlauf dort bietet eine Kletterpartie, die umso schöner wird, je höher man in der Grube hinaufkommt, allerdings ist auch immer mehr Vorsicht im Tritt erforderlich. Auch ist das Klettern hier verboten, da ja die Gruben Naturschutzgebiet sind und das Verlassen der markierten Wege nicht gestattet ist.

Im oberen Teil des Felsgrates, welcher die beiden Gruben voneinander trennt, befindet sich ein alter Bergstollen. Der „Rübezahweg“ in der Kleinen Kesselgrube windet sich an der Baumgrenze steil hinauf zum Vogelherd (1270 m) am Rücken des Koschelkammes und führt dann, oberhalb der Baumregion sich abwärts senkend, zu den Rochlitzer oder Sahlbacher Hofbauden (1200 m) mit dem früheren gräflich-Harrach'schen Gasthof „zur Hofbaude“, der seit 1921 im staatlichen Besitz war. Am nördlichen sanften Abhang der Kesselkoppe befindet sich ein aus Felsblöcken aufge-

mauerte Einfriedung, welcher sagenhafter, sternförmiger Steinwall „Rübezahls Rosengarten“ genannt wird. Die Sage schreibt seine Entstehung einer Gräfin Rosa Harrach zu, die diesen Punkt angeblich zu ihrer Lieblingsrast ausersehen hatte.

Bei dieser Einfriedung ist Wegteilung. Durch Stangen bezeichnet führt der gerade Weg auf der Höhe über die Naworner Wiese zur sog. Tafelsteinplatte (1400 m) an der Landesgrenze, wobei man links nach der Mummel hinabblükt, von welcher der „Harrach'sche Reitweg“ heraufkommt, der unseren Weg schneidet und rechts über die sanft geneigten sumpfigen Abhänge der Pantschewiese zum Pantschefall geleitet. Weiterhin geht es zum Elbfall, wobei man die Elbwiese überblickt. Folgt man von der Wegteilung bei der Kesselkoppe den mehr östlich verlaufenden Weg, so mündet in diesen rechts der schöne „Pietzeweg“, der über die Elbquelle nach den Hauptkammweg zieht. Auf beiden Hochflächen, der Elb- und Pantschewiese, wächst die nordische Moltebeere.

Nach rechts (westlich) schließt sich an die Kesselkoppe der breite Rücken des Kahleberges (1343 m) und der Plechkamm (1186 m) an, während links (östlich) von der Bergkoppe sich der schmale, 2 km lange Rücken des Korkonosch (1419 m) erstreckt, der mit dem Schlüsselberge oder Bärhübel (1237 m) in einem steilen Abhänge jäh zur Elbe abbricht. Auf dem „Görlitzer Weg“ gelangt man auf den Bergrücken des Korkonosch an dessen Ende zu einer mächtigen Felsmasse, den Harrachstein (1410 m), auch „Kessestein“ und „Großer Grubenstein“ geheißen, der bereits am oberen Rande der Kesselgruben steht, die hier mit ihrer wilden Umgebung an die Agnetendorfer (Schwarze) Schneegrube erinnern. An der Felsmasse vorbei erreicht man auf dem Weg in einer halben Stunde den Gipfel der Kesselkoppe.

Eine Gastbaude besitzt die markante Bergkoppe nicht, auch keinen Aussichtsturm, obgleich der Bau eines solchen schon vor dem ersten Weltkrieg geplant war. Die nächstgelegenen Einkehrstätten für die Bergwanderer waren der erwähnte Gas-

thof „zur Hofbaude“ mit 30 Betten, die Elbfallbaude (1284 m) mit 80 Betten und die Gasthäuser in den Oberen Schlüsselbauden (1010 m), darunter der Gasthof „zur Kesselkoppe“, das spätere Hotel „Schüsselbaude“. Eine schöne Federzeichnung von der Hofbaude enthält das Werk von Ludwig Loewe „Schlesische Holzbauten“ (Werner-Verlag, Düsseldorf 1969). Wir lesen dort:

„Am Südhang des Riesengebirges, unterhalb der 1434 m hohen Kesselkoppe und der Elbe-Quelle gelegen, bietet diese schön gestaltete Baude dem Wanderer Schutz und Unterkunft. Ihr schlichter, holzverschalteter Baukörper schmiegt sich, gleichsam Schutz suchend, bergseitig mit dem weitausladenden, abgewalmten Dach in den Höhenhang. In den Höhenlagen über 1000 m hat sich das Holz, das hier als Schindel die Dachflächen und als Schalung die Schrotholzände bekleidet, im Vergleich zu allen anderen Baustoffen, vortrefflich bewährt. Vor allem leistet es den kalten und feuchten Winden des Riesengebirges mit ihrem starken Rauheif Widerstand.“

Erwähnung verdient auch noch die ehem. einsame Kesselhofbaude (1100 m), die auf weitem, grünen Wiesenplan zwischen den Mittel-Schüsselbauden und den Kesselgruben am „Rübezahweg“ stand. Diese war zu Anfang des 19. Jahrhunderts die größte Baude des Riesengebirges und mit eine der ältesten des Gebirges. Das umfangreiche Holzgebäude verfügte damals über einen Viehbestand von mehr als 80 Rindern und 30 Ziegen, wurde aber später verkleinert, da die Stallfütterung mehr und mehr die Gebirgsweidenernährung überflügelte. Die Baude diente dann nur noch als Forstwärterwohnung. Wanderer konnten in ihr im Notfall ein Nachtlager auf Heu sowie Milch und Brot erhalten. Einige Jahre vor dem ersten Weltkrieg brannte die Baudenwirtschaft ab und wurde nicht wieder aufgebaut. Ihre Brandstelle ist noch sichtbar. Dort, wo die Baude stand, kreuzt den Rübezahweg ein Pfad, welcher von den Vorder-Schüsselbauden zur Goldhöhe (1412 m) führt.

Baschhampel.

Komm Jeser! steig mit mir die steile Höhe hinauf, wo mitten in der frischen, hellen Matte ein altes graues Haus steht, mit dem Rücken an den aufsteigenden Berg gelehnt, als könnte es sich nicht allein mehr aufrecht halten. So ein Haus heißt hierlandes eine Baude, und weil es auch im Winter bewohnt wird, so ist es vom Dachstuhl an bis auf den Boden mit Schindeln beschlagen, die fest ineinander passen und die beste Abwehr sind gegen den pfeisenden Schneewind. Unter dem Schoppen liegt ein ausgehöhlter Baumstamm, in den vom obern Berg ein klares Wasser durch hölzerne Rinnen geleitet wird; es geht so rasch abwärts, daß es niemals zufrerst und nur gegen den Schnee verwahrt zu werden braucht. Um die Fenster sind Reisbündel aufgeschichtet, alle Klumpen sind mit grünem Moos verklebt und wenn der Flockensturm auf den Höhen tobt, sitzen die Leute um den brennenden Fichtenspan und spinnen, während Weg und Steg hoch betveht wird, die zu andern Menschen führen. Es ist zwar in neuester Zeit Mode geworden, daß über das Elend im Gebirg von den Herren beim Amte viel geschrieben wird, aber geholfen hat es nichts und wird wohl auch nichts anders helfen als eine Auswanderung übers Meer oder in das fette Ungarn. Dazu aber entschließen sich unsere Leute nicht und wenn man ihnen auch goldene Berge verspräche — sie hungern lieber oder legen Freiheit und Leben ein beim lärglichen Pashergewerb, als daß sie den merischen Bauden Lebenswohl sagten oder den weißen Wiesen im Hochlande.

Vor der Baude jagen nun des Abends in der milden lauen Sommerluft die Baudenleute, Vater, Mutter und Kinder. Die Sonne bligte noch hinter dem Wald und die Tannen sahen rotangestrahlt aus wie die Ratt. Der Vater hatte Fremde übers Gebirge geführt und war vor einer Stunde zurückgekommen, müde und bestaubt. Nun rauchte er seine Pfeife und flüsterete mit seinem Weibe. Das war ein ernsthaftes Weib, groß und stark, einmal vielleicht hübsch gewesen, aber nun war ihr Gesicht so hart geworden, wie ihre Hände. Das verschossene Sammetmieder war über der Brust geschnürt, ein altes rotes Tuch, das den Hals verhüllte, hinein gesteckt, und der Kittel von blauer Leinwand hing über die nackten, beinahe kupferfarbig gebräunten Beine, deren Fußhohlen gewiß härter waren, als die derbe rindslederne Stiefelsoble ihres Mannes.

„Hast du was bestellt's?“ fragte sie.

„Nichts Rechts, Liesel! Es ist aus mit dem ganzen Geschäft! Zucker und Kaffee vom Hirschberger Ladenbreier — aber auf meine Gefahr und Rechnung.“ — Das Weib schüttelte unwillig den Kopf, „dabei wird nichts verdient, aber unglücklich werden kann man auf einmal! Gott behüt' dich, Hampel! es wär' mein Tod, wenn sie dich einmal kriegten!“

Der Mann hieß im ganzen Gebirge nur der Baschhampel und obwohl er's nicht gern hörte, nannte ihn kein Mensch anders. Man hielt ihn für

einen der lechsten und glücklichsten Schwärzer, die je eine Sude auf dem Rücken getragen. Die Grenzjäger pagten ihm auf, so gut sie konnten, aber sie hatten ihm noch nie etwas anhaben können. Sein Haus war schon zwanzigmal von der Dachstuhl bis zur Mistgrube untersucht, darinnen das Unterte zu oberst gelehrt worden, ohne daß man etwas anderes gefunden hätte, als Gewand und Gerät, das gerade nicht viel von der Wohlhabenheit des Besitzers verriet. Und dennoch erzählte man sich von seinem Ranne im Gebirg mehr und seltsamere Dinge — der Baschhampel aber leugnete stets, den Gebirgsleuten wie den Fremden gegenüber. Indes mochte es wohl mit dem Gerede seine Richtigkeit haben, denn der Baschhampel war oft außer dem Hause, sogar im Winter, wo es keine Fremden zu führen gab und man nur mit Lebensgefahr über das Gebirg gehen konnte. Aber es tat's ihm auch keiner gleich im Steigen und Laufen, obwohl er nicht groß und stark war, und seine Augen waren klug und hell wie die eines Falken. Wenn ihm die Grenzjäger nachgehen wollten, fuhr er wie ein Berggeist mit den breiten Schneereifen über die Hochwiesen, er kannte alle Steige und Fahrten im Gebirg, und wengleich die Jäger meinten, sie hätten alle Schlüche verbaut, war er mittlerweile nach Hause gekommen und rauchte gemütlich seine Pfeife, während sie jörnig an seinem Fenster vorbei kamen, nach langem vergeblichen Warten. Uebrigens hütete sich der Baschhampel wohl, durch unvorsichtigen Aufwand den Reib seiner Genossen, die weniger glücklich als er, schon oft hatten umkehren oder kostbare Sude abwerfen müssen, zu erregen oder den Argwohn der Jäger zu vergrößern. Er trank höchstens im Wirtshaus ein paar Gläser Bier oder Schnaps, und das nur am Sonntage — sein Weib und seine Kinder arbeiteten, wie alle andern, den ganzen Tag und mochten um kein Band mehr Staat wie die Töchter vom Baudenwenzel oder das Weib des Struffesteffen, des nächsten Nachbarn über dem Walde. Ganz umsonst plagte sich aber der Baschhampel nicht. Wenn er heimkam von seinen Fahrten, suchte die Alte aus sicherem Versted Zucker und Kaffee hervor und beide labten sich nach Verzenslust an diesem beliebtesten Getränk aller Gebirgsleute. Die Baschhampelin hatte zudem eine Kasse mit mehr als hundert harten Talern, und er stets ein paar schöne Gulden in der schmutzigen Briestafche, die er niemals ablegte. Vor den Kindern aber hielten beide die Kasserfreuden wie ihre Schätze geheim, höchstens, daß Pepi, die Älteste, ab und zu einmal von der braunen Ambrosia naschen durfte. Pepi war nun achtzehn Jahre alt und ein schönes frisches Kind, wie man sie im Gebirge nur selten antrifft unter dem schwachen verbutterten Volk. Sie hatte zuerst die Kühe und Ziegen gehütet, dabei war sie in die Schule gegangen und wie sie vierzehn Jahre alt wurde, behielt sie die Mutter im Haus, weil auch die andern Geschwister mittlerweile heranwachsen. Pepi hatte schreiben und lesen gelernt, der Herr Pfarrer war ihr vor allen gut gewesen und hatte sie jedesmal als die fleißigste gelobt, wenn der Herr Vikar zur Visitation und Schulprüfung hinauf kam. Aber mit den schönen Kinderjahren war auch alle Freude und aller Spaz vorbei — sie kam nirgends hin außer Sonntags in die Kirche, und wie sehr sie sich auch auf die Zeit gefreut hatte, wo sie als großes Mädchen zu Tanz und zum Lichten gehen würde — so war sie weder da- noch dorthin gekommen: Vater und Mutter hielten es nicht. Obwohl es keineswegs üblich ist im Gebirge oben, daß man

die Töchter so hütet und sie vielerlei Freiheit und Umgang haben, so machten die Hampelleute eine Ausnahme hiervon und die Alte ließ sie nicht aus den Augen. In die Tasche stecken konnte aber die schöne Pepi ihr frisches blühendes Gesicht nicht, und so kam es nach und nach doch unter die Burschen herum, wie schön sie sei, und auch unter den Grenzgängern. Auf dem Posten zu Sankt Peter stand ein junger schmaler Mensch, namens Karl, der auch von ihr gehört hatte und den die liebe Einsamkeit mehr plagte, als seine Kameraden. Er machte sich, so oft es nur anging, in der Nähe der Bande zu schaffen, was einem Grenzgänger am Ende nicht schwer fallen kann, und hatte auch schon Gelegenheit gefunden, mit Pepi zu reden. Die Paschhamplin aber war ihm jedesmal in die Quere gekommen, und Pepi wich ihm nun von weitem aus; wahrscheinlich hatten ein paar derbe mütterliche Ohrfeigen sie zu diesem Entschlusse bestimmt. Karl gab aber sein Spiel nicht so leicht auf: er ging schon am frühen Morgen in die Tannwälder, ins Knieholz, auf den Viehtrieb, und spähte nach dem schönen Kinde, das ihm endlich der Zufall im Gehölz entgegenführte. Die Paschhamplin ging zwar immer mit, wenn Reifig aus dem Busch geholt wurde, diesmal aber hatte sie sich einen Nagel in den Fuß getreten und Pepi wurde mit ihrem Bruder fortgeschickt. Als sie nun oben die dünnen Äste sammelte, tauschte es mit einem Mal im Gebüsch und der Grenzgänger Karl trat auf die Pläne heraus: er sah recht schmutz in dem grünen Waffenrock aus, sein feines Gesicht mit dem blonden Schnurrbart gefiel ihr besser, als alle andern, die sie bisher gesehen hatte. Karl war — was man so sagt, ein verdorbener Student. Es hatte ihm nicht gefallen, Theolog zu werden, und trotz allen Schreiens und Lamentierens seiner Mutter, die gar zu gerne einen geistlichen „Herrn Sohn“ gehabt hätte, ging er zum Oberkommissar und meldete sich zur Aufnahme in die Grenz- wache. Er erhielt Waffen und Montur, der Herr Oberkommissar versprach, ihn zu berücksichtigen und zwei Tage später marschierte er mit Sad und Kad nach Sankt Peter, wohin er zugeteilt war. Hier mußte er nun mit seinen erfahreneren Kameraden den Dienst, alle Wege und Fährten im Gebirg kennen lernen. Im Anfange reute es ihn oft, daß er diese beschwer- liche Lebensart gewählt, aber wie er besser bekannt mit seinen Kameraden wurde, sah er auch, daß es nicht so strenge gehalten würde mit dem Dienst und daß einer dem andern durch die Finger sah. Wie er sich in die schöne Pepi verliebte und zudem der Sommer kam, wo das Gebirg in seiner ganzen Herrlichkeit steht, gefiel es ihm oben recht gut, und seine Phantasie malte ihm selbst keine gehässige Pflicht mit andern, lichterem Farben aus, als früher im Winter und Frühling. Pepi erschrak nicht wenig, als der blonde Jäger wie hergeblasen vor ihr stand und ließ das Reifigbündel, das sie eben zusammengerollt hatte, wieder auseinanderfallen. „Ach Herr Je—“

Der Grenzgänger, der seine ersten Studien in der Liebe im alten roman- tischen Prag gemacht hatte, wo es außer der hohen Schule der Wissenschaften auch viele andere Schulen gibt, in denen man das Leben studiert, hütete sich wohl, sie sehen zu machen. „Wie kommt's denn, Pepi, daß du heute allein bist?“ fragte er, seine Büchse abwerfend, und setzte sich in das Weibelbeer- gesträuch.

„A nun — die Mutter hat einen schlimmen Fuß —“

„Warum bist du denn fortgelaufen, wie ich das letztmal an eurem Hause vorbeikam?“

„Sie will halt nicht, daß ich mit Ihm reden soll“ — und die mütterliche Ermahnung schien so mächtig zu wirken, daß sie eilig das Bündel wieder zusammenlas und auf die Hufe warf. Der Grenzgänger hinderte sie daran, indem er sie an der Hand faßte und vertraulich zu ihr sprach: „Du hast eigentlich ein schlechtes Leben, Pepi! und das tut mir leid. Schau! du kommst nirgends hin, weder zum Tanz noch zum Lichten! ich hätt' dich gern schon einmal ausgebeten, aber wenn ich es tue, erlaubt es die Mutter gewiß nicht!“

„Ne, das wird sie nicht“, antwortete mit dem Tone tiefster Ueberzeugung das schöne Kind, „sie kann Ihn nicht vertragen!“

„Ich möchte aber doch einmal mit dir tanzen, Pepi!“

„Ich weiß halt nicht, ob ich's treffen möcht'!“ —

„So probier's einmal — nimm dir doch eine Ausrade! siehst du, am Sonntag hat die Kaiserthrese Hochzeit mit dem Pferdehannes, ich will's dem Hannes sagen, daß er dich ausbitten soll!“

Pepi hatte in ihrem Leben noch nicht so viel mit einem fremden Manne gesprochen und das Anerbieten des Grenzgängers machte sie vollends verwirrt. Aber weil nun die Hampelleute so töricht waren, daß sie meinten, ein Mäd- chen ließe sich hüten wie eine Ziege, und weil sie übermäßig geizig und streng gegen ihre Kinder waren, kam die Strafe über sie. Pepi wurde zwar blutrot, aber als der Grenzgänger sein Anerbieten wiederholte, da willigte sie, wenn auch stumm, aber desto sicherer ein, weil sie nicht abwehrte, als der Jäger seinen Arm um sie schlang und sie an seine Brust drückte. Er wäre schon damals eins mit ihr geworden, wenn nicht Pepis Bruder aus dem nächsten Busch gerufen hätte, was sie sogleich wieder zur Bestimmung brachte. Sie riß sich los, der Grenzgänger aber küßte sie rasch und seine Büchse aufnehmend, war er mit einem Sprunge im Dickicht verschwunden. Pepi atmete hoch auf und sah dem sinken Grüntod mit hellen Blicken nach, der eine Minute später auf der Lehne erschien, an welcher die beiden mit ihren Holzkörben hinabgingen. Er sah sie gebückt unter der Last, den Kopf zur Erde gesenkt, auf einen Ast sich stützend, langsam und mühselig hinabsteigen — sie dachte gedrückt und schwer atmend an den nächsten Sonntag, wenn die Geigen und Trompeten aufspielen und sie und der Jäger miteinander tanzen würden. Die Paschhamplin fragte zu Hause sogleich, ob sie niemand im Busche ge- troffen hätten, Pepi antwortete etwas stotternd: „Niemand als einen Reisenden, den ich nicht kenn' hab'.“ — Die Mutter ließ die Milchsuppe einzumachen und jagte die Kinder alle zu Bett — sie selber setzte sich vor die Tür hinaus, um ihren Mann zu erwarten, der heute nacht kommen sollte.

2.

Unter den Hütten und Pauden der Hochdörfer steht allemal eine, an der ein schwarzes Brett hängt mit der weißen Aufschrift: „R. I. Grenz- wach- Kaserne“. Da leben wie in einem Kloster die Gefellen darin, welchen die Lohnt der Grenzen anvertraut ist und von denen stets drei Viertel ledigen Standes sein sollen. Zu sehen ist nicht viel an solchen Kasernen, so viel

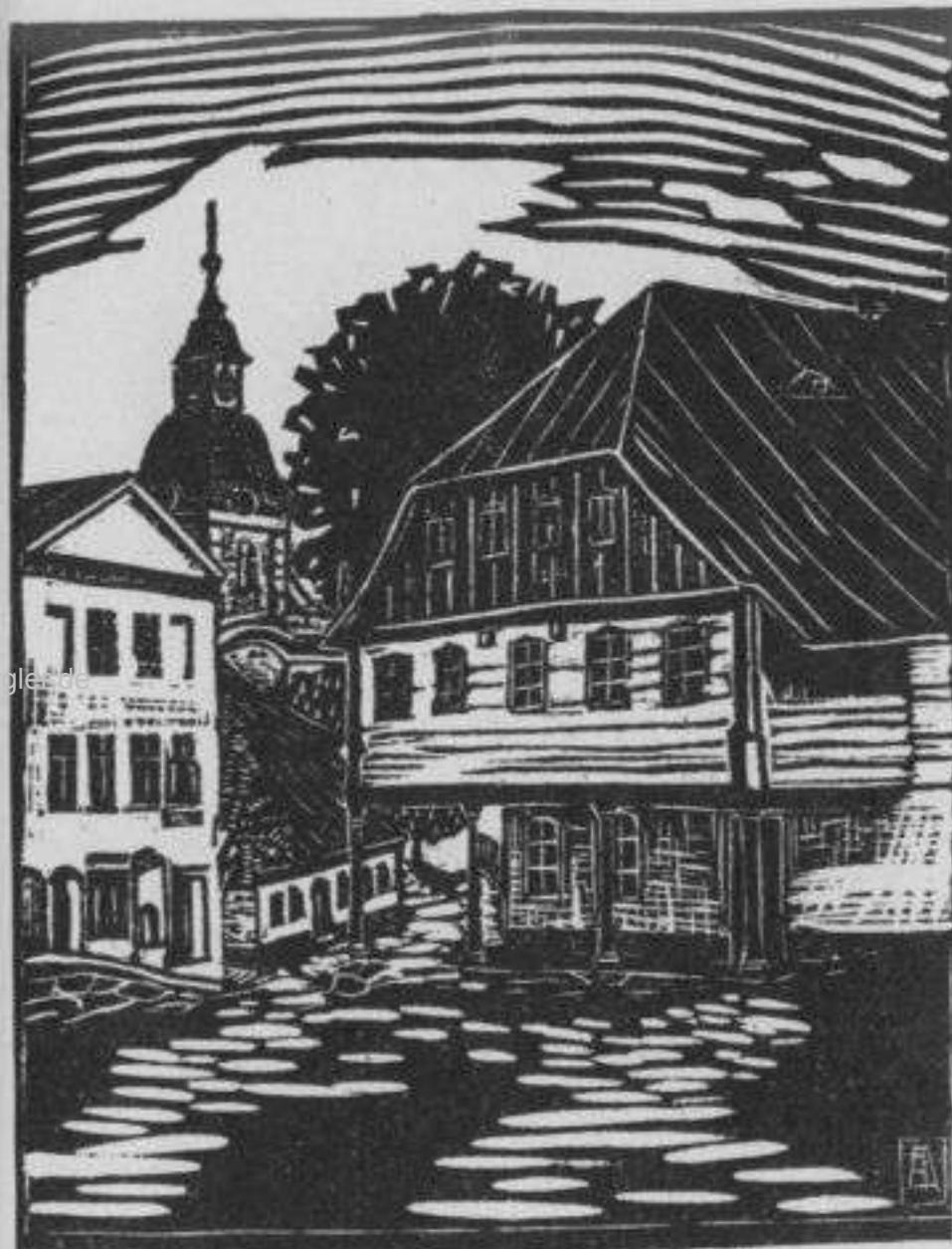
Betten von Tannenholz und so viel Kisten als Mann auf dem Zettel stehen, der an der Tür hängt, weiße raube Decken darüber, ein großer Tisch in der Mitte und für jeden einen Stuhl. An der Wand läuft ein Regal, daran die dienstfreien Jäger ihre Armatur aufhängen — alles andere, Küchen- und Wirtschaftsgesetz, ist über alle Wagen nordürftig bestellt. — Jeden Morgen trifft der Kommandant des Postens, der aus vier bis zehn und zwölf Mann besteht, seine Dispositionen, und der Mann muß zwölf Stunden Dienst tun — dann wird er abgelöst und kann eine gleiche Zeit ausruhen. Diese Posten werden nun unausgesetzt von den Kommissären, Führern und Oberkommissären der Grenzwachkompagnien visitiert, und sehen strenge Strafen auf jeder, auch der geringsten Vernachlässigung. Einer muß stets zu Hause bleiben, um bei vorkommenden Fällen Rede und Auskunft zu geben, und das war heute, am Tage, wo der Pferdehannes mit der Lausertreise Hochzeit machten, der verliebte Karl. Er hatte mit dem Oberjäger die Sache abgeklärt, und versprach, den Schlüssel beim Nachbar abzugeben, wenn er fortginge, damit die andern ins Haus könnten, das ohne Obhut blieb. Alle waren fort, es mochte schon sieben Uhr sein, und Karl fing an sich zu putzen. Die Bürste wurde gewaschen, der Bart mit Wachs eingeschmiert und ungarisch zugedreht, die kalbledernen Stiefel, deren Sohlen keine Nägel hatten, und die nur bei besonderen Gelegenheiten zum Vorschein kamen, blank gepußt und das weiße Beinleid, der Stolz jedes Grenzjägers, vorsichtig über die Stuhllehne gehängt. Der Spiegel war freilich einer von jenen kleinen in Papier gefassten, die in der Regel nur das halbe Gesicht wiedergeben, aber Karl war in den Anblick so vertieft, daß er gar nicht merkte, wie ein Reiter unterhalb der Kaserne vom Pferde stieg und solchen Schrittes heraufstieg. Eben hatte Karl sein Haar zur größten Zufriedenheit geordnet, als die Tür aufflog und sporenklingend ein starker, bärtiger Mann hereintrat, den der blinke Schleppefabel und die Mütze mit silberner Dekorations als einen der Kompagniebrannen, den Herrn Kommissär des Bezirkes, kennlich machte. Der arme Karl erschrak bis in den Magen, als der braune Holofernes, hochaufgerichtet wie ein Mastbaum, mit seiner rauhen, kratzigen Stimme anfang: „Na, was machen Sie sich wie eine Katze? was soll denn das? wollen Sie in Schuhen und Strümpfen auf Patrouille gehen?“

Karl stotterte einige Worte, daß er zu Hause geblieben sei, weil ihm ganz unwohl geworden — holte seufzend das Dienstbuch herbei, in dem der Kommissär blätterte, und fuhr mittlerweile in den grünen Waffentrod und das raue Zeug, das alle seine Toilettenkünste mit einmal wieder zu nichts machte.

„Nichts passiert?“

„Nichts, Herr Kommissär!“

„Ihr seid entweder faul oder dumm,“ sagte dieser die Beine ausstreckend und faltete die Hände auf dem Säbelgriff, „von diesem Posten ist seit vierzehn Tagen kein Anstand gemacht worden! ich werde die ganze Mannschaft verjagen! Wissen Sie schon etwas von den Dienstvorschriften? Sie als ein gewesener Student sollte das schon im Kleinen Finger haben! — Was ist denn das?“ fuhr er mit einem Male auf, „was hat denn der Oberjäger da



Waglar.

Einoltschnitt v. Male 1817

für eine Vorschreibung gemacht! Tausend Sakrament! was soll denn das bedeuten?"

„Bitte gehoramt, was denn?"

Der Kommissär warf einen durchdringenden Blick auf den Grenzjäger, schlug das Buch zu und wandte sich zum Abgehen. „Sagen Sie dem Oberjäger, daß ich ihm nächstens wie einem Bettler den Kopf waschen werde! Und Sie -- daß Sie sich nicht fortrühren, das sage ich Ihnen!"

Die Tür flog zu, Karl begleitete aufatmend den strengen Herrn bis zu seinem Pferde, half ihm in den Sattel und machte vorschriftsmäßig Front, als jener mit einem derben Gertenhieb seine Stute aufmunternd, in kurzem Trab davonritt. Der Kommissär nahm die Richtung, die er gekommen war, Karl horchte noch eine Zeit lang auf die klappernden Hufschläge im Walde und dann kehrte er eifertig in die Kaserne zurück, und suchte das Versäumte nachzuholen.

Es war schon ziemlich spät, der Tanz mußte längst begonnen haben, ins Wirtshaus hatte er eine gute halbe Stunde zu laufen und so flog er in seine Galabekleider, band das seidene schwarze Tuch um den Hals, nachdem er den weißen Hemdkragen studentisch genial umgebogen hatte und knöpfte nun den knappen Waffentrock zu, der seinen Staat vollendete. Der Säbel wurde umgehängt, die Tür verperrt, der Nachbar erhielt den Schlüssel und Karl machte sich auf den Weg. Er hatte schon erfahren, daß die Paschhampin dem Andringen des Hannes und der Threse nicht widerstanden und Pepi ihre Erlaubnis gegeben habe, auf der heutigen Hochzeit zu tanzen. Aber der Paschhampel selber ging mit und ließ sein Töchterlein neben sich setzen. Er hatte die Woche gute Einnahme gehabt und wollte sich auch eine Lust machen, wie er sagte. Die Wirtshausleute hatten die Stube mit grünem Reisig ausgestaffert und die Musikanten empfingen den Dampf und sein Töchterlein mit einem schallenden Lusch. Die Burschen, die sie heute zum ersten Male im Bus, ohne das verhüllende Kopftuch, hierlandes Rige genannt, erblickten, stießen sich mit den Ellbogen an und flüsternten: „Zagt of zagt, wie dar der Zippel schin stiecht, dos is oder so a hüsch Mädla!" Die Weiber nahmen die schöne Pepi nicht ohne einige Empfindlichkeit in ihre Mitte, nur die Braut, die ihren Pferdehannes wie ein Schaf am Leitseile hinter sich zog, umarmte sie mit aller Verzüglichkeit, und der Hannes, der in seiner Freude wie sein Schimmel wieherte, sprang mit ihr in die Mitte, nachdem er den Musikanten ein gebieterisches „Uffspielen!" zugerufen hatte.

Es gibt gewisse Künste und Geschicklichkeiten, welche sich die Mädchen mit unbegreiflicher Leichtigkeit aneignen und darunter gehört das Tanzen. Pepi hatte in ihrem Leben nie einen Schritt getanzt, aber sie begriff es sogar mit dem ungeschickten Hannes so gut, daß der Herr Pfarrer, in dessen Nähe der Dampf sich gesetzt, seinem ehemaligen Schulkinde beifällig zunickte und ausrief: „Zecht nur, Dampf! wie das gut geht! die könnte in der Stadt tanzen!"

„I nu passiert, Hochwürden", antwortete der geschmeichelte Paschhampel, „solche Dinge lernen die Weibsbilder allemal am schnellsten, mit a Händen

gicht's ne a su flink, als wie mit a Boenen!" Pepi tanzte nun mit ein paar andern Burschen zu allseitiger Zufriedenheit, aber so oft sie an der Türe vorbeikam, blickte sie immer aus, ob nicht der schlanke Grenzjäger da sei, von dem ihr der Instinkt sagte, daß er noch viel besser tanzen müsse, als alle die Tölpel da in ihren hohen Stiefeln, die so nach Schmeer rochen!

Endlich erhob sich mitten im Tanze draußen ein Geräusch -- es funkelte etwas in der dunklen Türe, das war Karls Rüge mit dem gelben Adler. Er sah wirklich recht hübsch aus und obwohl der Grenzjäger allenfalls ein unvollkommener Gast ist, so machen doch die Mädchen und Weiber an Tanzabenden eine Ausnahme, denn der Jäger ist in der Regel flinker und geschulter, als die einheimischen Burschen. Der Paschhampel machte zwar ein finsternes Gesicht, als einer von den verhaßten „Schwefelkerlen", zu welcher liebevollen Bezeichnung die gelben Aufschläge des Jägers Veranlassung gegeben, sein Töchterlein ergriff und mit ihr in den Reihen trat, aber Pepi war dafür desto freundlicher. Es war zum erstenmal, daß ihr ein Mann Wort gehalten hatte, das erste Selbstgefühl ihres Lebens machte sie glücklich, wenn es auch ein noch halb unbewußtes war.

Ein Proper Student kann zuweilen nichts beim Examen, aber tanzen kann er gewiß -- das liegt im Blut, das ist ein so angeborenes Geschick, wie das für Rusik. Ach, wie wohl war Pepi zu Rut, als sie so leicht gehoben von seinem Arm durch das große Zimmer wirbelte, das war freilich ein anderes Tanzen als mit dem stolpernden Pferdehannes. Hochaufatmend und erglühend stellte sie Karl neben den Vater hin, selbst außer Atem und das glühende Gesicht wischend -- da blies die Klarinette einen langen falschen Ton, die Trompete verstummte und als alle umhingen, stand der Herr Kommissär mit einem roten zornigen Gesicht mitten in der Stube, die Berte in der Hand schwingend, und suchte mit den funkelnden Augen in allen Winkeln herum. Endlich blieben seine Blicke auf Karl haften, dem der Schreck alle Röte aus den Wangen getrieben hatte, und der mechanisch den abgelegten Säbel umhing. „Also darum haben Sie sich so aufgeputzt!" sagte, die Stirne greulich runzelnd, der Kommissär, -- „und haben die Kaserne allein gelassen? Gleich packen Sie sich nach Hause. Sie haben drei Tage Arrest, das andere wird sich auch finden! Sie fangen gut an!"

Karl, beschämt und die spöttischen Gesichter ringsum, die dem Grenzjäger, der ihre Eifersucht bereits erregt hatte, die Strafe von Herzen gönnten, wohl bemerkend, warf einen Blick auf Pepi und es tat ihm wohl, daß auch sie blaß und betroffen war. Sie ahnte, daß Karl um ihretwillen leide, und war zum Weinen traurig, als sie sah, wie er an die Rüge griff und hinausging, während alles um sie her schadenstroh flüsterte und lachte.

„Dem Hundekel geschieht schon Recht!" murmelte giftig ein Bursch dem Paschhampel zu, über dessen Gesicht ein Juden böshafter Freude flog. Der Kommissär fixierte nun auch den Paschhampel mit seinen durchdringenden Augen, aber während alles stand und schwieg, sogar der Herr Pfarrer Platz machte und dem Kommissär einen Stuhl bot, blieb der Dampf sitzen und blickte gleichmütig auf seine Pfeife, aus der ruckweise die dicken dunkelgrauen Wolken stiegen. Der Kommissär setzte sich und sprach leise mit dem Pfarrer -- während dessen stand der Dampf auf und ging zur Türe hinaus. Er blickte mit den fallenhellen Augen rund um, in der Tiefe flimmerten die

Lichter des Zollamtes, in den meisten Häusern war es finstern, denn wenn der Tag um vier Uhr beginnt, gehen die Leute mit den Büchern schlafen. Er horchte nach dem Wind, und kehrte dann in die Stube zurück. Sein Ohr hatte ihn nicht getäuscht, es dauerte keine Viertelstunde, so klirrten Hintertüren auf den Steinen der Haustür und eine Grenzjägerpatrouille trat herein. Der Kommissär, dessen Anwesenheit sie draußen erfahren hatten, ging mit dem Oberjäger vor die Türe, dort stand ein Mann mit einer Fackel auf dem Rücken, bei dem ein Jäger Wache hielt. Die Patrouille hatte den armen Kerl mit Zucker und Tabak im Walde aufgegriffen und erhielt nun den Befehl, ihn ungesäumt in die Kaserne zu schaffen, wo auch Karl seiner Strafe entgegen sah. Der arme Surische hatte seinen Staat abgelegt und saß traurig in der finstern Stube, den Kopf in die Hand gestützt. „Wo hin das freie Studentenleben im alten Prag?“ seufzte er, o im Seminar war es lange nicht so mühselig und streng, wie im Wachdienst — aber da dachte er an die braunhaarige Pepi und sein Kummer wurde sogleich gemildert. Sie hatte so voll und schmiegsam in seinem Arm gelegen, er hatte ihre Hand und sie herzhaft an seine Brust gedrückt, als er sie fahren ließ und trotzdem, daß er auf eine strenge Strafe gefaßt sein mußte und alle Hoffnung, bald zum Oberjäger zu avancieren dahin war, tröstete er sich über sein Mißgeschick, denn Pepi, das sagte eine jubelnde Stimme in seinem Herzen, war ihm gewonnen. Er dachte im Augenblick gar nicht daran, daß ihm eine Strafe bevorstehen könnte, die schmerzlicher als Arrest und Krummschließen sei. — nämlich Verweisung auf einen andern Posten des Gebirgs, meilenweit entfernt von der grauen Haude des Paschhampels und vom Sankt Petersfischlein unterm Ziegentüden, wo er Pepi mindestens am Sonntage sehen konnte.

Die Patrouille mit dem Arrestanten langte an, an ihrer Spitze der Kommissär, dem mit einer Laterne vorgeluchtet und dessen Pferd von einem Jäger am Zügel geführt wurde. Die kurz vorher noch so einsame Stube erhielt nun ein belebtes Aussehen: ein paar Lichter wurden angesteckt, der Kommissär nahm ein kurzes Verhör mit dem Pascher vor, versprach ihm einige Schock Prügel, und schickte den armen Teufel aufs neue fort zum Zollamte, wo erst ein ordentliches Verhör mit ihm aufgenommen werden sollte, und als dieser in Begleitung eines Jägers, der seine Büchse frisch lud und das Bajonett aufsteckte, leise schluchzend abgegangen war, wandte er sich mit einem Gesicht, als ob er ihn einschließen wollte, zu dem andern Delinquenten.

„Sagen Sie mir, Sie vermaledeiter Mensch! welcher Teufel Sie geritten hat, aus der Kaserne fort zur Mauer hinauf zu laufen? Wissen Sie, Student!“ — dabei stampfte er mit dem Säbel ein paarmal auf, daß die Fenster zitterten, — „daß ich sie krumm schließe und vierzehn Tage lang einsperren kann? Sie sind mir ein sauberes Fruchtel, Sie! Ru warten Sie, es geht hier anders zu, wie in der Schule!“

„Bitt' ihn, bitt' ihn!“ flüsterte der Oberjäger Karl leise zu, aber doch nicht leise genug, um vom Kommissär nicht gehört zu werden.

„Himmelaufend, wollen Sie das Maul halten, Revrer!“ schmaute der Kompagnietyrann nun diesen an, „Sie haben still zu sein — ja, was haben Sie denn heute für eine Vorschreibung gemacht? Die sieht ja nicht, daß man sich den A — damit auswischt.“ —

„Halten zu Gnaden, Herr Kommissär!“

„Ich bitte gehorlamst, Herr Kommissär!“

Der Oberjäger und Karl erhoben beide zugleich flehend ihre Stimme, aber der Kommissär war heute in übler Laune und keineswegs zum Verzeihen geneigt.

„Sie sind wegen der Paschhampelschen hinaufgegangen“, fuhr er nun wieder zu Karl geendet fort, „das fehlt noch, daß Sie sich mit dem Menich in eine Liebchaft einlassen! Wissen Sie nicht, daß der Vater der Hauptpascher ist? Kann man sich auf Sie verlassen, daß Sie ihm nachgehen und ihn ordentlich überwachen werden, wenn Sie mit der Tochter ein Techtelmechtel haben? Sie bleiben drei Tage im Arrest und dann marsch nach Johannisbrunn — verstanden, Herr Student? und Gott sei Ihnen gnädig, wenn ich Sie noch einmal erwische: der Teufel soll Ihnen ins Loch fahren, das sag' ich Ihnen!“

Nach dieser Anrede, die mit einigen Wortenbieben auf den flachen Tisch bekräftigt wurde, stand der Kommissär auf und setzte die Mütze auf. — Karl stotterte einige Worte des Dankes für die gnädige Strafe und der Gebieter verließ, an den Jägern, die straff dastanden, die Hand an den Tische gelehrt, verüberreichrend, die Stube. Eine Minute später tanzte eine Laterne durch das Puschwerk und hallte der Hufschlag durch die stille Nacht.

Karl war in Verzweiflung über sein Urteil — zur großen Verwunderung seiner Kameraden, die es noch überaus milde fanden. „Du hast noch Glück bei ledem“, versicherte der Oberjäger, „ich ginge gleich nach Johannisbrunn, das ist die beste Station im ganzen Gebirge, dahin veretzt zu werden, ist eher eine Belohnung als eine Strafe!“

Karl war aber anderer Meinung und sah die drei Tage stumm und traurig in der Stube. Er wurde, da er sich in seiner Einsamkeit mit nichts anderem beschäftigte, als mit der schönen Tochter des Paschhampels, immer verliebter und sehnsüchtiger. Endlich schlug die Stunde der Erlösung, er packte seine Sachen zusammen und nahm Abschied von seinen Kameraden, die ihn beneideten. Er ging noch des Abends fort, aber statt des geraden Weges an der Haude des Paschhampel vorbei. Im Gebüsch legte er sein Bündel ab und schlich so nahe als möglich an das Haus. Drinn war alles still — er kam bis an die Türe des Bodens, und, während er zögerte, sie zu öffnen, vernahm er nahes Geräusch. Sogleich warf er sich platt auf das Dach und horchte. Der Paschhampel war's, der aus dem Hause trat, erst stille stand und vorsichtig umhersah, dann aber leichten Ganges ins Gebirge hinaufstieg. Er hatte nichts als seinen eisenbeschlagenen Stof in der Hand, und der Grenzjäger verlor ihn nach wenig Augenblicken aus dem Gesichte. Nun versuchte Karl die Türe aufzumachen, sie war innen durch einen Holzriegel verschlossen. Er wagte nicht zu klopfen, ging ins Gebüsch zurück und beschloß, den Morgen zu erwarten, vielleicht konnte er Pepi noch sehen. Die Nächte sind auch im heißen Sommer in dem hohen Gebirge kühl und feucht — es schüttelte und fröstelte ihn mächtig, aber die Liebe siegte über Tau und Zugwind und so sah er die Sterne verblaffen und den Morgen herandämmern. Seine Wache ward belohnt — der Tag graute kaum, so öffnete sich die

Türe und Pepi im Hemde und Leinenkittel mit aufgelöstem Haar trat heraus und ging zum Brunnen. Sie hatte Heu umzuwenden und das mußte früher geschehen, denn die Paschamplin hatte es ihr schon gestern aufgetragen. Karl schlich sich heran und gab ein Zeichen — Pepi schaute auf und wollte schrei'n, da erkannte sie den Jäger und blieb stille stehen, bis er zu ihr heranlam.

„Ich hab' die ganze Nacht im Freien gelegen, Pepi“, flüsterte er ihr zu und faßte ihre Hände, „weil ich geglaubt hab', daß ich dich sehen werde! Adje, Pepi, ich muß heut ins Johannisbad, der Kommissär hat mich verfest, weil ich deinetwegen neulich zur Rusel ging — und die Kasern' allein gefassen hab'! Gib mir einen Kuß auf den Weg, Pepi!“

Das schöne Kind sah sich erst vorsichtig um, ob alles sicher sei, dann litt sie, daß er sie umarmte und ihr ein paar Küsse gab.

„Daß mich lieb, Pepi?“ fragte der Jäger.

„Ja! recht lieb hab' ich Ihn“, stotterte sie verschämt, dann horchte sie auf und machte sich los — noch einen Moment und sie sprang wie eine Eichläge ins Haus zurück und als auch der Jäger das Gebüsch erreicht hatte, trat die Paschamplin aus dem Hause und gähnte in den Morgen hinein.

3.

Hinter dem Johannisbade im Gebirg, das sie jetzt so schön gebaut haben, daß man es kaum wiedererkennet, liegt auf einer Anhöhe nach dem Hochgebirg zu und dem wilden Klammengraben ein Wirtshaus zum „Dartig“ genannt. Dort geht es lustig und heiter zu, die Geigen und Trompeten schmettern in beide Täler hinein und vollends am Sonntag ist dort alles in Freude und Herrlichkeit. Da kommen die Leute weit und breit her, um zu baden, da werden Pfefferkuchen und Semmeln ausgebaut und dann geht's zum „Dartig“ hinauf, wo getanzt und getrunken wird. Der junge Grenzjäger hatte schon zwei Sonntage da gefessen, mihmutig und ohne Leben: sonst hätte er nicht so viel Minuten ausgehalten, als diesmal Stunden, ruhig beim verführerischen Geigenschalle zu sitzen und den andern zuzusehen. Seine Kameraden lachten ihn aus, und schwenkten die gepußten Dorstöchter durch die Stube, wie der Wirbelwind die grünen Tannenzweige schwenkt, und weil ihm Pepi nicht aus dem Sinn wollte und der Nachmittag dienstfrei war, beschloß er einen Spaziergang gegen Hohenelbe zu machen. Von der großen Lehne konnte man ins Gebirge hinausschauen, beim Dartig oben lag der schwarze Berg zwischen ihm und seiner Liebe. Er stieg den schmalen Fußsteig durch die feuchten Wiesen empor, durch den Wald beim Försterhause vorbei, den Kopf gesenkt und leidigen Gedanken nachhängend. Da schollen ein paar junge frische Stimmen aus dem Lannicht. — Es lief ihm wie eine freundige Ahnung übers Herz: Pepi war's und noch ein halbes Duzend Weiber und Mädchen aus Sankt Peter, die nach der Gewohnheit der Gebirgsleute „baden“ gingen. Karl sprang hinter einen Busch, sie gingen lachend und schäkternd an ihm vorbei und ins Bad hinab. Er langte über Stoß und Stein springend noch vor ihnen an und erwartete den Zug am Sprudeltore. Da ihn alle kannten, so war die Begrüßung eine allgemeine — aber keine Hand

drückte so voll und selig, wie die Pepis und kein Auge leuchtete heller und freudiger als das ihre. Sie hatte doch nicht geruht, bis ihr die Mutter erlaubt hatte, mit der kürzlich erst an den Pferdeshannes verheirateten Threse ins Bad zu gehen, und wenn auch die Neugier und die Tanzlust mit im Spiele war, so dachte sie doch den ganzen Weg über nur an den schönen blonden Karl, den sie mindestens zu sehen hoffte. So weit hatte die Einfalt aus dem Gebirge ganz richtig kalkuliert, denn die Paschamplin dachte an den Grenzjäger nicht mehr, auf den sie ein so scharfes Auge gehabt hatte und der Paschampl war wieder aus dem Hause. Die Weiber gehen in der Regel allein und die Burschen auch — das findet sich dann in einer der Tanzschenten, wo bis in die Nacht gejubelt, und der oft viele Stunden weite Heimweg beim bleichen Licht der Sterne angetreten wird. Die Weiber fanden aber keine Bekannte aus ihrem Dorfe, den Pferdeshannes und seinen Bruder ausgenommen, die von Schwarzenthal herüberkamen, und so konnte Karl der schönen Pepi seine volle Aufmerksamkeit zuwenden, ohne eine Störung befürchten zu müssen. Er lief, während die Weiber in den Sprudel gingen, der damals seine göttliche Heilkraft noch ohne Unterschied an vornehm und gering spendete, in die Kaserne und holte einen blauen Taler aus seiner Lade. Dafür konnte schon ein Erledliches an Pfefferkuchen und Bier aufgehen und den Musikanten mancher Silbergroschen hingeworfen werden. Karl gab in seiner Begeisterung die Löhnung einer ganzen Woche für die Freude einiger Stunden hin. Er konnte kaum erwarten bis die Zeit um war, nach welcher die Weiber den Sprudel an die Männer abtreten mußten und bestellte mittlerweise bei der Frau Hartig oben Kaffee. Dem Pferdeshannes und seinem Bruder nötigte er, allen Sanitätsvorschriften zuwider, einen tüchtigen Schnaps auf, so daß die beiden Burschen schon, wie die Krebse rot, ins warme Bad gingen und dort alle Minuten Glogaugen mochten und den Atem verlotern. Die Weiber und Mädchen, alle mit feuchten glänzenden Haaren und lustig aufgelegt, ließen sich nun zum Hartig hinaufführen und sicherten, sich vergnügt anstehend, als sie sich um den Tisch setzen sollten, über dem ein rotes Kaffeetuch gebreitet war, und beim Anblick der Tassen, die oben im Gebirge noch durch irdene Töpfchen surrogiert werden. Kaffee ist im Gebirge, was in großen Städten der Champagner — er ist ein wahrhaftes Elixir d'amore, und schon manche Dorfjugend wurde durch das Aroma des braunen Getränkes so verlockt, wie die Prinzessin Florilis im Kindermärchen durch den Duft der Astwoja! Karl hatte durch sein Galanterie alle Herzen gewonnen, aber er saß neben Pepi und drückte ihre Hand unter dem Tische, bis die Männer aus dem Bade kamen und nun das Tanzen anging. Pepi und Karl erregten allgemeine Bewunderung, sie hatte viel natürliches Talent und begriff sogar die „Volka“, die längst schon in den einsamen Bergschenten Eingang gefunden hatte, ehe sie in Paris ihren Siegeszug hielt, nach den ersten Schritten. In den Tanzschenten im Gebirg ist man unbewachter als sonst wo — man kann seine Tänzerin etwas feuriger an sich drücken, ihre Stirne, ihre glühenden Wangen küssen, ohne daß es gerade übel genommen und gedeutet wird, aber reden darf man nicht mit ihr, sonst würde sie unfehlbar aus dem Talle kommen. Wenn man daher etwas abzureden hat, oder sich abkühlen möchte, so geht man ungehindert zur Türe hinaus, und wenn nicht gerade ein eifersüchtiger Nebenbuhler

in der Stube ist, so kann man darauf rechnen, daß niemand nachgeht. Karl, der seine Kameraden insgeheim ersucht hatte, sich der Weiber aus Sankt Peter etwas anzunehmen, sah nun alle genügend versorgt und ging mit Pepi vor das Haus. Drei Schritt vor der Tür beginnt ein reizender Buchenwald — durch den mehrere Wildpfade führen —, der Grenzjäger schlug den nächsten ein, und wie die Zweige hinter ihnen zusammentrauschten, schlang er den Arm um das schöne Kind und küßte es, bis ihm die Brust zerspringen wollte. Die Liebe hatte Pepi in den wenigen Wochen der Trennung um Jahre gereift, sie war noch immer etwas zurückhaltend, aber die Blödigkeit und Angst, die bei dem ersten Zusammentreffen sie gepeinigt hatte, war heute verschwunden und sie antwortete tapfer und aus der Seele heraus. In der Stunde, die sie zusammen sprachen, war das einfältige Kind, das in seinem Leben nicht über die Berge hinausgekommen war, die seine väterliche Hütte umgaben, total verwandelt; alle ungeweckten kleinen Talente, welche eine bedrohliche Liebe so nötig hat, waren wie Primeln nach dem ersten warmen Regen aufgeblüht, und Karl war so überwältigt von seinem Glück, daß er es nicht zu mißbrauchen wagte. Es war aber doch hohe Zeit, daß unser Boar auf den Tanzboden zurückkehrte, denn der Pferdeshannes, dessen junges Weib die Aufmerksamkeit eines preussischen Wandwerksburschen mehr als gebühlich auf sich gezogen hatte und dem das braune Bier und die Eifersucht zugleich einheizten, war, wie man sagt, fertig und sing an, Spektakel zu machen. Schon hatte man ihn und den Gefellen auseinanderreißen müssen, jetzt fing er mit einem Grenzjäger Streit an und die Pferdeshannessin trieb zum Ausbruch. Zudem war es schon Abend geworden — der kleine Zug setzte sich in Bewegung, von dem Gespött der Zurückgebliebenen verfolgt. Karl hatte sich fortgeschlichen und wartete im Walde. Aber mit der Begleitung war es nichts, denn der Pferdeshannes, der in der frischen Luft erst vollends hin wurde, fing beim Anblick Karls, den er kaum mehr erkannte, einen solchen Värm an, daß dieser Pepi losließ und ihr zustüßerte:

„Laß mir morgen die Bodentür offen!“

So verliebt der Grenzjäger war, so hatte er doch Ueberlegung genug, die Bauern und ihre Weiber nicht aufzureizen, denn der Haß gegen die „Schwefelkerle“ und die „Grünrödeln“ ist ein so gründlicher, daß er am Ende doch trotz des Kaffees und Schnapses die Oberhand behalten konnte.

**Dann erst ist die Heimat ganz dein,
Haft du die Sucht nach der Fremde verwunden;
Garben, auf eigenem Acker gebunden,
Wollen doppelt gesegnet sein.**

Zudem war der Hannes sonst ein guter Kerl und Pepis wegen mußte Karl mit ihm und seinem Weibe Freundschaft halten; er ging daher, während die durch Tanz und Trank auch etwas aufgeregten Weiber die beiden andern Männer beichtwoichtigten, zurück, und warf sich auf sein Lager, denn gegen Mitternacht begann sein Dienst.

4.

Der Paschhampel hatte diese Nacht einen Hauptstrich vor — er wollte eine „teuere“ Hude herüberschaffen mit feinen Wollstoffen, wo am Stück ein Gulden zu verdienen war. Hinter dem Johannesbade liegt ein alter Bergfleden, einstmal, da hier noch auf Gold und Silber gemutet wurde, die „goldene Freiheit“ genannt. Jetzt möchten die Sassen Schanden halber, ihr Fleden hieße nicht „Freiheit“, denn sie sind von freien Gildemännern freiherrliche Untertanen geworden, die nichts vor dem Bauer zu Rechte haben, als linderten Feinddienst. Am Fleden vorbei fließt das wilde Bergwasser, die Rupe, bis zu der Stadt Trautenau hinab, wo es viele Kaufleute gibt, die mit den Paschern Verkehr haben. Freilich sieht die Rah' auch am Fled und die Mäuse müssen vorsichtig um sie herumzuschleichen, denn das Kommando der Grenzwahe ist dort und sucht die Kaufleute fleißig mit Visitationen beim.

Der Paschhampel hatte die Hude bis in ein Dorf zu bringen, das halben Weges zwischen Trautenau und der Freiheit liegt, und war glücklich bis über den Posten zu Marchendorf hinausgekommen. Jetzt wurde er kühner, da er bereits im Rücken der Jäger war und schritt im gleichenden Mondlicht über die Wiesen. Da hielt er plötzlich still und horchte — im nächsten Augenblick aber sah er eine dunkle Gestalt über die Wiese laufen, offenbar, um ihm den Rückweg abzuschneiden, während zwanzig Schritte vor ihm ein Mann austauchte, der „Ha!“ rief und das blühende Gewehr anschlug. Der Paschhampel war nicht der Mann, der eine Minute verlor — er machte eine Seitenwendung, lief über die Berglehne hinaus und hatte sie schon erstiegen, als die Grenzjäger an ihrem Fuße anlangten. Mit flüchtigen Schritten eilte er dem Rehbörn zu, dem schönen runden Berge, der das rechte Aupetal begrenzt, und obwohl er nicht lief, sondern nur ebenmäßig schnell ging, gelang es den beiden Jägern, die seine Verfolgung über eine Stunde weit fortsetzten, doch nicht, ihn auch nur zu Gesicht zu bekommen. Er war durch diese Flucht weit ab von seinem Bestimmungsorte und eben auch von seiner Heimat gekommen, die Anstrengung, mit seiner Hude auf dem Rücken eine so weite Strecke zu laufen, hatte ihn ganz erschöpft. Der Paschhampel kannte alles und war gefannt im ganzen Gebirge — er brauchte daher um eine Unterkunft nicht verlegen zu sein. Er war auch, seit er die Verfolger losgeworden, langsamer gegangen und stieg nun vorsichtig, sich im Schatten haltend, den Waldweg hinab. Hier lagen zwischen Eberesch- und Kirschbäumen, rings von aufstehenden waldigen Bergen umgeben, ein paar Bauernhäuser. Die Mitternacht war schon vorbei — er hatte getne seine Hude untergebracht, denn ins tausende Gebüsch mochte er sie nicht verdecken, damit die Zeuge darin keinen Schaden litten. Vorsichtig nahte er sich einem Hause und barg die Hude unter den dürren Reisbündeln, welche unter dem Schoppendache aufgeschichtet waren. Ein Hund bellte im nächsten

Hause; der Paschhampel, nach dem er sorgfältig gefühlt, ob das Keisig auch überall zudeck, ging nun ans Fenster. Der Mond schien in die Stube hinein bis auf das zweispännige Ehebett der Hausleute umweit des großen Kuchens. Wie der Hampel an die Glasscheiben klopfte, bellten noch zwei andere Hunde, — der Bauer fragte zwar „wer is?“, aber der Paschhampel, den die Hunde schon gemacht hatten, war schon weg vom Fenster und lief nun, seiner Bürde erleichtert, in den Wald.

„Verdammtter Ketz!“, leuchtete eine Stimme. — „Die verfluchten Hundel!“ antwortete eine zweite, „ich schieße morgen die Bestien tot!“

Dieses Gespräch ward im vollen Laufe geführt, denn die beiden Grenzjäger, welche eben zu den Häusern hinabstiegen, hatten den im hellen Mondschein stehenden Paschhampel kaum erblickt, als sie Jagd auf ihn machten. Es war eine andere Patrouille, die von Marschendorf aus streifte, und der Paschhampel, obwohl seiner Bürde ledig, hatte es jetzt mit ein Paar geübteren Jägern zu tun, die ihn unausgesetzt verfolgten. Er hatte zwar gute zwanzig Schritte Vorsprung, aber leider versäumt, sich in den hohen Wald zu werfen, und aus dem Gestrüpp, mit dem die Berglehne bewachsen war, ragte er, wenn er auch zuweilen sich bückte, doch um den ganzen Kopf heraus. Endlich erreichte er die Höhe und lief oben einige Schritte, ganz sichtbar über den Kamm, dann duckte er sich und warf sich im Dickicht auf den Boden nieder. Die Grenzjäger langten leuchtend zwei Minuten später an, sahen nach allen Seiten um und suchten mörderisch, daß ihnen der „Spindhube“ entkommen sei. Da sie von der Verfolgung sehr ermüdet waren, blieben sie einige Minuten stehen und gingen dann am Saume fort nach Marschendorf zu. Der Paschhampel hob, nachdem auch ihre Schritte verhallt waren, den Kopf in die Höhe, wagte aber nicht, auf den Kamm hinauszubrechen, weil er fürchtete, die Jäger könnten irgendwo im Dunkel stehen geblieben sein. Er schob daher, wie ein Hirsch beim Absezen, den Berg wieder hinab und blieb im Schoppen des Hauses sitzen, wo er seine Hude versteckt hatte, und wollte warten bis es Tag wurde. Die zweimalige Verfolgung hatte ihn höchst verdrießlich gemacht.

„Es ist doch ein Hundeleben!“, brummte er vor sich hin, „und die Knochen tun es auch nicht mehr. Dätten mich die Ketze noch eine Viertelstunde gejagt, ich hätt' mich geben müssen! Was hat der Kaiser davon, daß er uns armen Leuten das Leben so sauer macht — das war niemals im Gebirge, daß so aufgepaßt wurde und daß es hier so viel Aufseher gab! Wenn man nur schon seinen Lappen im Trockenen hätte! Es ist — Gott verzeih' mir die Sünde — ein verfluchtes Leben heut zu Tage!“

Der Paschhampel dachte an sein Weib und seine Kinder — da wurde ihm so unerklärlich bang, als wäre zu Hause ein großes Unglück geschehen. stand auf und schüttelte sich, als wollte er die trüben Gedanken abwerfen, aber es ging nicht und wurde ihm nur immer bangter und trauriger. Da hielt er's nicht mehr aus und pochte wieder ans Fenster. Der Bauer sprang nun aus dem Bett, während das zerzauste Gesicht seiner Ehehälfte hinter dem Vorhang sichtbar wurde und fragte:

„Na Saderment! was ist denn schon wieder?“

Er kam ans Fenster — der Paschhampel gab sich zu erkennen — der Bauer ließ ihn zur Türe ein.

„Wo kommst denn du her?“

„Heb' mit die Hude auf, Krause! Ich hol' sie heut' abends wieder ab, — die Jäger haben mich zweimal vorgehabt!“

„s ist gut, Hampel, s ist gut! Wo willst du denn hin?“

„Ich muß nach Haus — sollt' ich heut' abends nicht kommen, Krause, so schid' zum Seidelbauer in der jungen Bude — aber ne! es ist doch besser, ich komme selber! Adjes Krause! Adjes Krausin! Nichts für ungut, daß ich Sie aufgewekt hab'.“

„I Herr je, Hampel!“ antwortete das Weib, „wenn er nur glücklich ausgewischt ist! Was macht denn die seinige?“

„Alleweile war's gut, Krausin! Schönen Dank für die Nachtrag! — Na Adjes.“

Er ging und der Krause machte die Türe hinter ihm zu und bevor er und sein Weib wieder einschließen, schimpften sie erst noch eine gute Weile auf die Jäger, die den armen Leuten ihr bißchen Erwerb schmälerten und „ihre Sache“ wegnahmen.

Der Paschhampel schritt nun mit geflügelter Eile über Berg und Tal; es wurde lichter Tag, die Sonne ging auf, er war zum Tode müde, aber das Gebirge war erreicht und in einer der Bänden erquidete er sich mit Brot und Branntwein. Sechs Stunden bergauf und bergab, oft ganze Strecken über Geröll und glattes Weidicht, nimmt selbst einen so geübten und sicheren Berggänger, wie der Paschhampel war, dergestalt her, daß er den Rest des Weges nur noch mühselig und leuchtend zurücklegte. Er kam aus dem hohen Gebirge in seine Bude — und blieb, als er in die niedere Hütte trat, wie von einem bösen Schläge getroffen, stehen. Etwas mußte vorgefallen sein: die Ahnung, so ihn den ganzen Weg gedrückt und gepreßt hatte, war keine falsche gewesen. Pepi sah weinend in der Ecke; die Paschhampelin, die harten ernsten Züge noch finsterner als sonst zusammensiehend, ging hantierend in der Stube ab und zu. Als der Paschhampel eintrat und eine um die andere ansah, fing die Pepi aufs neue an zu weinen.

„Was hat's denn gegeben?“ fragte der Vater.

„Nichts gut's, Hampel! Das kannst dir denken, wann wär' auch bei uns was gut's gewesen! Die Pepi hat sich verch—!“

„Jesus Maria!“

Das arme Kind schluchzte, als ob sie erdürgt würde.

Der Paschhampel setzte sich mit zitternden Beinen auf die Ofenbank — sein Weib stellte sich vor ihn.

„Deut' nacht kommt's mir vor, als hätt' die Bodentür geklappt, weil ich deinetwegen keinen rechten Schlaf hatt', aber verzeih' mir's der liebe Gott, daß ich nicht aufgestanden bin. Ich glaubt' am End', der Wind' wär' 'gangen und macht' die Augen wieder zu. Wie's aber um die Früh wird, seh' ich zu dem Fenster 'naus, und da geht die Bodentür wieder und die H— da, weiß Gott, wem sie nachgeraten ist, läßt einen Ketz' runter, der die Nacht bei ihr geschlafen hat. Na und wenn's noch jemand aus dem Dorfe gewesen wär', aber so war's einer von den grünen Spindhuben.“

„Ein Jäger?“ fragte der Paschhampel mit einer seltsamen Aufregung.

„Ja und der Jgel, das stockige Ras da will's mit sagen, welcher es gewesen ist — ich hab' ihn nur von rückwärts sehen können und das mit lang,

sonst wär' ich ihm mit der Mistgabel in die Wampe gefahren! Gehaut hab' ich sie schon, daß sie striemig ist, na wart, du junges Vaster, du!"

„Welcher war's?" fragte der Hampel seine winselnde Tochter.

„Ich kann's nit sagen, Vater, und wenn ihr mich totschlagt," schluchzte Pepi.

„Nit sagen, wenn's dein Vater will? Na wart, ich will dir's Lederzeug anstreichen! — Jetzt sag's!"

„Verzeih' mir die Mutter Maria alle Sünden, ich sag's halt nicht!"

„I du Teufelsbraten!" schrie die Mutter, „du Jägerzuchtel! Hau' sie nur, Hampel, daß sie schwarz wird!"

Aber der Hampel hatte den Knittel, den er gefaßt, wieder fallen lassen, und sagte mit einer sanfteren Stimme als früher:

„Tu' dich an, Pepi! Du wirst heute mit mir gehen!"

Das Mädchen sprang auf und ging in die Bodenkammer, hier legte sie ihren guten Anzug an und packte alles übrige wieder in die grüne mit roten Blumen bemalte Truhe, die einst ihren Hochzeitsstaat enthalten sollte. Der Paschhampel war indes ein paar Mal auf und ab gegangen und hatte seinem Weibe die Abenteuer seiner Nacht, die er erfahren, mitgeteilt. Die ohnehin jortig aufgeregte Paschhampelin brach in die wütendsten Schmähungen und Schimpfworte aus, verwünschte alles, was nur „grün" war, in die Hölle hinein und fing endlich mit heiserer Stimme an zu schluchzen. Die Mut und der Haß dieses Weibes hatten etwas wahrhaft Tragisches, wie der finstere Trübsinn des Mannes. Hampel teilte seinem Weibe mit, daß er heute morgen ausbleiben und das Radel mitnehmen werde.

„Wozu nimmst du sie mit?"

„Das laß meine Sach' sein!" hatte der Hampel schließlich geantwortet, und nachdem er sich sattfam ausgeruht, nahm er den Kreuzdornsteden und ging mit Pepi, die aufgereggt und tränenrot neben ihm herschritt, den Weg nach Hohenselbe zu. Er fragte nach einer langen Weile nach dem Jäger, aber Pepi weigerte sich eben so entschieden ihn zu nennen — da schwoll dem Hampel die Hornader und er rief:

„So pack' dich zu deinem Kerl, du Balg, du! aber mir komm nicht mehr vor die Augen!"

Pepi blieb eine Weile unentschlossen stehen, dann ging sie weinend den Berg hinauf und in den Tannenwald — der Hampel aber, mit eiligen gestügelten Schritten, vorwärts.

Der Herr Kommissär wurde aufgeweckt, weil ihn jemand zu sprechen wünsche. Es war schon neun Uhr, aber dem Manne viel zu früh. Ruttend fuhr er in die Pantoffeln und den etwas schmierigen Schlafrock und ging in die Kanzlei, wo der Paschhampel seiner wartete. Der Kommissär warf einen Blick der Verwunderung auf den Mann, denn da niemand sonst als der Schreiber in der Stube war, sah er gleich, daß jener nicht als Gefangener eingebracht worden sei. Er setzte sich daher würdevoll in seinen Armstuhl und fragte, den Schnauzbart drehend:

„Was will man?"

Der Hampel verneigte sich.

„Ich möcht' gern mit Ew. Bestrengen ein Wort allein reden!"

„Wein? Er? Was hat er mit mir allein zu reden? Rede Er nur zu, vor dem Schreiber da kann Er das Maul aufstreifen, so weit Er will!"

Hampel zögerte eine Weile.

„Na, wird's?" fuhr der Kommissär ungeduldig auf, „geschwind, ich hab' mehr zu tun, als auf Ihn zu warten!"

Hampel überwand seine Verlegenheit nur mit Mühe, man sah, wie schwer es ihm wurde, zu reden.

„Ich möcht' untertänigst gebeten haben, gestenget Herr Kommissär — meine Tochter ist zu einem Grenzjäger — Karl Böhm im Johannsbade — gegangen!"

„In die Kaserne?" fuhr der Kommissär auf.

„Ne, sie hat sich in der Freiheit bei der Bernederin in Dienst getan, aber — der Jäger hat sie — verunehrt und kommt noch alle Tage zu ihr!"

„Ja, da kann ich Ihn nicht helfen — aus der Kaserne hätt' ich sie hinausschmeißen lassen, wenn sie aber wo anders ist, kann ich nichts tun!"

„Ich hätt' untertänigst gebeten, wenn der Jäger sie heiraten mühte! Ich bin schon beim Herrn Pfarrer gewesen, aber der hat mich zu Ew. Bestrengen geschickt!"

„Was hat der Pfarrer zu schiden, — der hat sich nicht früher hinein-gelassen, als bis ihm angezeigt wird, daß ein uneheliches Kind getauft werden soll."

„Ja, Ew. Bestrengen! Dahin möcht' ich's halt nicht gern kommen lassen!"

Der Kommissär lachte, dem Paschhampel stieg das Blut ins Gesicht.

„Da ist nichts zu machen — heiraten kann der Böhm nicht, es sind schon zwanzig ältere, im Kommissariat allein, die Heiratsgesuche eingebracht haben. Glaubst er denn, daß das so leicht geht? Wenn sich der Kerl ein paar Jahre gut aufgeführt hat und das Mensch nicht los geworden ist, so kann er vielleicht die Erlaubnis bekommen. Für jetzt ist nicht daran zu denken!"

„Ich bit' Ew. Bestrengen —"

„Ich hab' Ihn schon gesagt, daß nichts zu machen ist; und was Ihn betrifft, so nehme Er sich in acht, Er ist ein Hauptpächter, wenn Er einmal in keine Hände kommt, so kann Er sich gefaßt machen, daß ich Ihn aus dem ff. vornehmen werde! Ich wette darauf, daß Er es gewesen ist, den meine Jäger vor zwei Tagen in der Klinge gejagt haben!"

Der Paschhampel hielt den scharfen drohenden Blick des Kommissärs aus ohne eine Miene zu verziehen — dem Zollbeamten gegenüber ist dem Gebirgsvolk die Lüge und Verstellung längst keine Sünde mehr. Der Kommissär drehte sich nach seinem Schreibpulte herum, der Paschhampel empfahl sich und ging traurig von dannen. Es hatte ihn Kampf genug gekostet, seine Tochter einem Grenzjäger zu geben, aber er hatte gedacht, mit ein paar Gulden würde die Sache zu machen sein und wie er und die Hampelin auch

das Geld liebten, so hätten sie doch ein Opfer gebracht, um Pepi aus dem Gerede der Leute zu bringen. Die Dampfin meinte zu dem, es würde dann nicht schwer halten, den unliebhaften Schwiegersohn in eine andere Kompagnie überlegen zu lassen und da bei den Gebirgsleuten, die meist eine große Zahl Kinder haben, die Familienbände ziemlich leicht locker werden, so wäre es ihr am Ende recht gewesen, die Tochter los zu sein. Ihr lag mehr an dem bösen Gerede im Dorf, aber dem Hampel tat sein Herz weh um die Tochter, die sein Stolz gewesen war und für deren Schönheit und gutes Herz er mehr Sinn hatte, als sein gleichgültiges Weib. Er ging nachdenklich zur Stadt hinaus. Der Kommissär hatte ihn eingeschüchtert; er sah, daß er, der verrufene Pascher, durchaus keine Hoffnung habe, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen. Es blieb nur noch einer übrig, den aber trat der Hampel ohne weiteres an. In ein paar Stunden war er über das Gebirge ins Bad gegangen und klopfte an die Türe der Kaserne. Karl war allein in der Stube, er putzte seinen Säbel. Wie der Paschhampel hereintrat, ging es Karln wie lobes Feuer über das Gesicht — der Vater seiner Geliebten war ihm eine längst gesüchtete, aber nun doch überraschende Erscheinung.

Karl fragte, sich sammelnd:

„Was wollt Ihr?“

„Wir werden kein langes Orgelspiel miteinander machen, Herr Böhme,“ antwortete Hampel, „ich komm' wegen der Pepi. Es ist einmal so und so und da nützt alles Reden nichts mehr. Es ist halt ein böses Ding mit euch zweien. Ich hab' mit dem Herrn Kommissär geredet und der sagt, daß ihr euch nicht heiraten könnt. Wissen Sie was, Herr Böhme, Sie sind ein geschickter Mensch in Schrecksachen, geben Sie von der Grenzwaiche weg und heiraten Sie die Pepi. Ich will das Möglichste tun, und werde meinem Weibe nichts davon sagen, daß die Pepi nicht zu kurz kommt. Was meinen Sie?“

„Jesus! Wer wär' denn lieber als ich, Hampel! wenn ich die Pepi heiraten könnt', aber hier geh't's nicht und von der Grenzwaiche weggeh'n, ist auch eine schwere Sache!“

„Ihre Eltern werden wohl auch etwas tun, Herr Böhme!“

„Die? gewiß nicht! Ich hab' sollen Geistlicher werden und bin deswegen zur Grenzwaiche gegangen!“

„Sie haben sollen Geistlicher werden?“ fragte der Hampel unfürklich mit einem Blide des Schreckens — denn er hätte seinem Sohne eine ähnliche Sinnes- und Standesänderung gewiß auch nicht verziehen.

„Wißt Ihr was, Hampel, ich will sehen, daß ich zu einem Zollamt überlegt werde, da geht es mit dem Heiraten leichter!“

„Wie lange kann denn das dauern? Wissen Sie was, Herr Böhme, fünfzig Gulden will ich mich's kosten lassen! Aber eh' meine Tochter in's Rindbett kommt, müssen Sie Hochzeit gemacht haben, das versprechen Sie mir!“

„Ja, Hampel, was an mir liegt —“

„Schwören Sie mir's, Herr Böhme! Sie haben sollen Geistlicher werden und sind's nicht geworden — Sie müssen mir's schwören, Herr Böhme, sonst glaub' ich's Ihnen nicht!“

„Meiner Seele, Hampel! soll mir Gott nicht gnädig sein, wenn ich die Pepi nicht heirate, aber auf den Tag kann ich's nicht bestimmen!“

„Dies, Herr Böhme! Aber wenn Sie falsch geschworen haben, da büten Sie sich?“

Es lag etwas Furchtbares in dem sonst unscheinbaren und gemüthlichen Wesen des Paschhampels und etwas Rührendes zugleich in seinem frommen Glauben. Der feste Pascher, der, um sich aus den Händen des Gerichtes loszumachen, gelogen und geheuchelt hätte, ohne sein Gewissen im mindesten beschwert zu fühlen, legte hier in ein heiliges Versprechen eine fast kindliche Zuversicht. Nur dem Gesetze gegenüber wird der sonst brave Mann zum Schurken — das kommt auf deren Rechnung, die solche Gesetze gemacht haben.

5.

Am entgegengesetzten Ende Böhmens im finstern dichten Grenzwalde steht ein kleines Zollhaus, ein sogenanntes Hilfsamt, das einen Fahrweg sperrt, auf dem nur die zum Grenzverkehr unmittelbar nötigen Waren eingeführt und angemeldet werden können. Vor der Türe saß Pepi in abgetragenen städtischen Kleidern, ein Kind vor sich auf dem Schoße — neben ihr lehnte an dem herabgelassenen, schwarz und gelb angestrichenen Zollschranken Karl, hieramts zugeteilt, aber die gelben Aufschläge auf dem Rock hatten sich in lichtgrüne verwandelt; er war aus der Grenzwaiche in die sogenannte Gefällwaiche übergetreten und Pepi wurde von der Frau Einnehmerin stillschweigend im Hause geduldet und mußte dafür zugreifen und mithelfen, fast wie eine Noth. Aber sie tat alles willig, sie trug die nicht immer anmutigen Launen ihrer Beschützerin ohne Murren, denn nur durch dieses Opfer konnte sie das Glück erkaufen, bei Karl wohnen zu dürfen. Sonst war es unendlich finstern und einsam im Walde — zweihundert Schritt weit stand das erste Haus des Dorfes, die anderen in noch größerer Entfernung.

„Sieh doch hin,“ sagte Pepi plötzlich, „ne bin ich doch erschrocken!“

„Vorüber denn?“ fragte Karl.

„Es war grade so, als wie wenn der Vater dort an der Ecke gestanden wär!“

„Es ist ja niemand dort!“

„Ja, aber es waren zweie dort und der eine hat grade so ausgesehen, wie mein Vater! Ich kann mir noch gar nicht Fried' geben, Karl!“

„Es ist dir nur so vorgekommen!“

„Ne, ne, bestimmt nicht! Herr Jesus, mit schlägt's noch in einem Fort — ich möcht' was dafür geben, wenn ich's nicht gesehen hätt!“

„Dummes Zeug!“

Der Einnehmer trat mit dem Führer des Grenzwachkommandos der Station vor die Türe heraus.

„Sie werden heute wieder einmal Grenzwachdienste tun müssen, Böhme!“ sagte er. „Der Führer hat soeben erfahren, daß heute eine Kotte Pascher hereinbrechen will und weil zwei Mann in die Stadt sind, um die Löhnung abzufassen, so müssen Sie mitgehen.“

„Ich habe nur neun Mann in allem,“ fiel der Führer ein, „ich und Sie sind elf, so wird es geh'n. Wir teilen uns in drei Patrouillen, — die

stärkste, wo ich dabei bin, hält vorne an, und der Oberjäger Wrabez wird sich in Hinterhalt legen. Die Kotte will übers Hölleloch einbrechen — wenn sie aber umkehren, so haben sie noch einen Ausweg über den Steig zur Bindermühle. Da werden sie wohl nicht zurückgehen, indes können Sie und der Baumann doch dorthin auf den Posten geh'n!"

"Nehmen Sie mich nur zu Ihrer Patrouille, Herr Führer! Ich möchte auch einmal wieder dabei sein!"

"Rein, bleiben Sie nur am Bindersteg. — nicht wahr, Pepi? Seh'n Sie nur, was sie gleich für Angst bekommt. Na, sein Sie nur ruhig, der Böhm wird nicht totgeschossen werden! Der Baumann wird Sie abholen, Böhm!"

Er gab dem Einnehmer die Hand, nickte Karl zu und schritt würdevoll seiner Kaserne, die mitten im Dorfe lag, zu.

"Ich weiß nicht," fing Pepi mit einem weinerlichen Gesichte an, "warum du mitgehst, es ist ja nicht dein Dienst!"

"Das geht nicht anders, Pepi, so was muß man tun, das hilft einem weiter. Nun denk' ich doch bald Oberaufseher zu werden und dann können wir heiraten, Pepi! Es ist ein verfluchtes Leben bei" — er blickte sich um, ob niemand in der Läre sei — "bei der Sau, bei der Einnehmerin! Aber jetzt will ich mein Zeug hernehmen, es ist alles rostig geworden!"

Er ging hinein und holte Gewehr und Säbel heraus. Das erstete war vom Roste ganz rot überzogen, er hatte eine gute Stunde zu tun, um es in Stand zu setzen. Pepi lamentierte dabei unausgesetzt über die Gefahr, in die er sich begeben wollte, ohne zu müssen. Er schüttete endlich etwas Pulver in den Lauf und auf die Pfanne und brannte das Hündloch aus. Es blühte und gab nur einen schwachen Knall, aber Pepi schrie doch auf; sie war sichtbar von innerlicher Unruhe gequält und geängstigt. Mittlerweile war es dunkel geworden und der Grenzjäger Baumann erschien in voller Armatur. Pepi löste Karl mehrmals mit fieberhafter Festigkeit, steckte ihm Brot und Käse in die Tasche und weinte bitterlich, als sie die beiden gerüsteten Männer durch die Hintertür hinaustreten und im Tannendunkel verschwinden sah. Die halbe Nacht horchte sie, bei jedem Windzuge fuhr sie ängstlich in die Höhe. Es wurde immer finsterner und stürmischer draußen.

Karl und Baumann waren auf ihrem Posten nach einem fast stundenlangen Marsch, auf vielfachen Umwegen, angekommen. Ganz ferne klapperte die Bindermühle — über ein wildes Gebirgswasser führte ein schmaler Steig, aus zwei unbehauenen Tannenstämmen gebildet, nur für Fußgänger brauchbar, denn der Fahrweg führte eine halbe Stunde weiter unten an der Mühle vorbei.

Durch den tiefdunklen Wald schritt vorsichtig, nur zuweilen den Strahl einer Blendlaterne auslassend, eine lange Reihe Männer, Huden auf dem Rücken, schwere Stöcke in der Hand tragend, viele darunter führten Feuergewehre. Hundert Schritt voraus ging eine Vorhut von drei Männern, welche zwar auch belastet waren, deren Huden aber, geringen Inhaltes, beim Angriffe preisgegeben wurden. Bei den Dreien ging, ohne Hude, ein vierter — eine Plinte über die Achsel geworfen, dessen Tracht und Dialekt fremd abfielen gegen die übrigen. Er ging mit einem der Vorzügler im leisen aber lebhaften Gespräche voraus.

"Aber nun kann er sich freuen! Geschworen hat er's bei seiner Seligkeit, daß er sie heiraten wird, und nun soll sie's zweite Kind kriegen und ist noch immer nur so bei ihm? Sagt, was Ihr wollt, Lafenhäusler! Ein davgelauener Geistlicher ist dem Teufel zu schlecht!"

Der andere tröstete den erbitterten Paschhampel, denn der war es, der hier zum Vorschein kam und den Pepi an der Waldecke erblickt hatte. Er war der Spur seiner Tochter gefolgt und hatte sie an der bayerischen Grenze gefunden — das Jahr war um, sie war noch immer nicht an den Jäger verheiratet, der sie ihm fortgeführt hatte.

"Wenn Ihr dem Kerl ans Leder wollt," gegengedete der Lafenhäusler, "so schießt ihn vom Follschranken weg wie eine Kage vom Dachel! Ich weise Euch den kürzesten Weg ins Land und da Ihr gleich nach Hause geht, so hat's der Wind getan!"

Der Paschhampel blieb stehen — so weit hatten es die letzten Pascher im Riesengebirge noch nicht gebracht, daß sie einen Angriff auf das Leben eines Jägers außer dem Falle bitterer Notwehr gewagt hätten — der Lafenhäusler sprach davon, als ob das alle Tage vorkäme.

"Ich hab' noch auf keinen Menschen geschossen!" sagte der Hampel, "aber der hätt's verdient!"

"Da muß bei euch das Paschen ein Kinderpiel sein," lachte der Schmuggler aus dem Westen, "hier geht es fast nie ohne Puffen ab und ich war dabei, wie sechs Grenzjäger auf dem Fleck liegen blieben — aber nur," sagte er stille stehend, "kommen wir in den Hohlweg, geht Ihr voraus, Hampel, ich bin hinter euch! Wenn wir angehalten werden, so haltet euch nur zu mir!"

Sie waren kaum zehn Schritte gegangen, als der Hohlweg begann. Die vier gingen durch, bei jedem Schritte horchend, ob sich nicht etwas im Walde rühre — alles war stumm — fünfzig Schritt jenseits des Hohlweges gab der Lafenhäusler ein Signal mit einer Pfeife, deren Ton aber keineswegs gellend, sondern weich war, wie der einer Flöte. Nun hörte man die Kotte abgemessenen Schrittes herankommen — da zuckte der Hampel zusammen und sagte:

"Fußtritte links im Wald!"

Der Lafenhäusler setzte die Pfeife nochmals an den Mund, dieses Mal aber ein kurzes, scharfes Signal gebend und alle vier stürzten rechts in den Wald hinein, während die Kotte sich augenblicklich zurückzog. Alles dies geschah in kürzerer Zeit, als man es erzählen kann, aber die Jäger waren ebenso stink und durch den Wald riesen ihre rauhen Stimmen das drohende "Halt an!" — Die Kotte, stets eines Angriffs gewärtig, setzte ihren Rückzug fort, als aber auch im Rücken angehalten wurden, hielt sie still und die Schützen nahmen ihre Gewehre vor. Da man die Grenzjäger vorne für zu stark hielt, als daß die Kotte wagen konnte einzubringen, mußte der Rückzug angetreten werden. Die Grenzjäger griffen mit dem Bajonett an. Da fiel der erste Schuß und gleich darauf leuchtete der ganze Wald von Pulverblitzen auf. Das Gefecht dauerte nicht lange, die Schmuggler gewannen mit Rücklassung mehrerer Huden die Grenze und die Jäger, deren einer durch

einen Schuß in den Arm verwundet worden, sammelten sich von der Verfolgung.

Während dem hatte die Bochnut sich in den Wald geworfen, aber nicht auf die Seite nach der Grenze zu, denn hier standen die Jäger und war dadurch abgeschnitten worden. Der Lakenhäusler aber eilte, sich mit der Rotte wieder zu vereinigen; da hörte sie die Schüsse, die rasch hintereinander fielen und der Lakenhäusler schloß ganz richtig, daß man nach Bayern zurück sei, indem im Gegenseite das Gefecht hätte länger dauern müssen.

„Wir kommen schon hinüber“, sagte er, „hier ist ein Seitentweg über den Bindersteg, da wird kein Posten stehen, denn nach dem Schießen müssen alle beim Hohlweg gelegen haben!“

Nach zehn Minuten hörten die Flüchtlinge die Bindermühle klappern und der Lakenhäusler sagte:

„Hier ist der Steg! Aber gebt acht, daß ihr nicht fallt, es geht tief hinunter!“

Da rief Karl, der jenseits des Steges stand: „Halt! oder ich schieße!“

„s ist nur einer,“ schrie der Lakenhäusler, „schieß' ihn tot, den Hund!“

Ein Schuß fiel, der Hampel hatte die Stimme Karls erkannt und geschossen; als Antwort krachten sogleich die Büchsen der beiden Grenzjäger und mit einem Schmerzensruf stürzte eine Gestalt von der Höhe des Steges schwer in die Tiefe. Die andern Pascher warfen ihre Hüden ab und huschten wie Gespenster übers Wasser hinüber in das Ufergebüsch, wo sie nicht mehr verfolgt werden konnten. Karl, der in die Brust geschossen war, aber doch noch Fassung genug hatte, zu schweigen und abzuseuern, konnte sich nicht länger auf den Beinen erhalten und sank ins feuchte Gras. — Baumann gab Signal um Signal mit der Pfeife, aber erst nach einer sehr langen Weile kam eine Patrouille mit Licht. Karls Wunde war nicht bedeutend, die Kugel hatte nur einen Streifen Fleisch weggerissen und er konnte, geführt von zwei Kameraden, bis an das Zollhaus gehen, wo ihn Pepi mit lautem Schreien empfing. Er wurde verbunden, fiel aber doch in ein heftiges Fieber, das ihn mehrere Tage ans Bett fesselte. Kaum war er hergestellt, so berief ihn sein Kommissär in die nächste Stadt. Hier sollte er mit einem schwerverwundeten Pascher konfrontiert werden, der von den Jägern unter dem Bindersteg gefunden wurde und der sich beim Verhör auf Karl berufen hatte. Beim Eintritt erkannte er zu seinem Schrecken — den Paschhampel, der, mehrfach verbunden, am Stode schlief. Karls Zeugnis stimmte zu der Angabe des Hampel, daß er nur habe seine Tochter besuchen wollen, daß er aus dem böhmischen Gebirge her und nur zufällig in die Gesellschaft der Pascher geraten sei, die er gar nicht kenne. Auf Karls dringende Verwendung wurde der Hampel in seine Heimat entlassen, wo er als Krüppel noch ein paar Jahre lebte, aber ohne sein Gewerbe mehr treiben zu können. Uebrigens erlebte er doch noch die Freude, seine Tochter an den Oberaufseher Böhm verheiratet zu wissen. Ueber seine Verwundung schwieg er gegen jedermann; es gingen im Gebirge die wunderbarsten Gerüchte um und erst nach seinem Tode erfuhr man Näheres durch einen Jäger, der von der bayerischen Grenze an die schlesische versetzt wurde und an der Affäre teilgenommen hatte.



HARRACHSDORF · Haus am Wald

Nach einer Original-Radierung von Dr. P. Aust

Die Liesel und das fremde Grab

Es war Herbst geworden. Das Grün des heimatlichen Mischwaldes hatte sich in malerisches Bunt verfärbt. Kantors Liesel, die durch diesen Wald den Weg zum Dorffriedhof einschlug, erfreute sich aus voller Seele daran.

Sie wollte zum Friedhof, um das Grab noch einmal mit Sommerblumen zu schmücken ehe der Frost kam und den eintönigen, dauerhaften Winterschmuck aus Moos und Tannengrün erforderlich machte. Einen ganzen Arm voll spätsummerlicher Blumen brachte die Liesel mit, und es gelang ihr nur mühsam die schwere, eiserne Friedhofspforte mit einer Hand zu öffnen.

Ja, die Liesel gab sich viel Mühe mit dem Grab. Die ganze Liebe ihrer jungen Seele brachte sie dieser unbekanntem Toten entgegen. Aber – wohn sonst hätte sie sie auch bringen sollen?

Sie hatte weder Vater noch Mutter von denen sie wußte. Man hatte ihr nie von ihren Eltern erzählt. Sie war bei den Kantors schon so lange sie denken konnte, und sie hatte dort was sie brauchte: Essen, Trinken, die nötige Kleidung und darüberhinaus noch eine geistige Unterstützung, wie sie für dörfliche Verhältnisse weit über dem Normalen lag.

Die Liesel war ein kluges Geschöpf und der Herr Kantor setzte alles daran, sie in ihrem Wissensdrang nach jeder Richtung soweit wie möglich zu unterstützen. Von der Frau Kantor, die einer hochgebildeten städtischen Familie entstammte, lernte die Liesel außerdem alles, was man an guten Manieren im Leben zu beherrschen hat.

So wurde die Liesel zu einem feinen Mädchen herangezogen. Nur Liebe, die brachte ihr niemand entgegen. Und man erwartete sie auch nicht von ihr.

Die Liesel war auch nicht unglücklich darüber. Sie kannte es ja nicht besser. Und wenn sich in ihrem Herzen jene über-

schwenglichen Impulse regten, dann ging sie zum Grab. So auch an diesem Spätherbsttag.

Die Liesel hatte nicht nur einen Arm voll Blumen mitgebracht, sondern darüberhinaus auch ein ganzes Herz voll Liebe für die Frau, die hier begraben lag.

Eifrig machte sich das Mädlein daran, den Hügel von dem bereits gefallenen Laub und den verwelkten Sträußen zu befreien.

Da hörte es plötzlich eine unbekannte Stimme hinter sich.

„Schön guten Tag!“ sagte jemand.

Erstaunt schaute sich die Liesel um. Ein Fremder stand da. Er hatte ein freundliches Gesicht, aber trotzdem war die Liesel erschrocken. Ziemlich verschüchtert erwiderte sie seinen Gruß. Der Mann trug Schüps und Kragen und einen sehr feinen Anzug; lange hatte die Liesel so einen nicht mehr im Dorf gesehen.

Wer konnte das nur sein? Und was wollte der hier auf dem Friedhof? –

Jetzt erkundigte sich der Fremde, wer sie sei und ob es das Grab eines Angehörigen wäre, das sie da pflege.

„Nein, es ist keine Angehörige, die hier liegt. Es ist eine Frau, die ich eigentlich gar nicht kenne,“ bekannte die Liesel offen, gewohnt stets die Wahrheit zu sagen.

„Und trotzdem pflegst du dieses Grab? – Pflegst du es immer?“ wollte der Unbekannte wissen. „Ja, ich pflege es schon seit sechs Jahren!“ antwortete die Liesel brav.

Daraufhin verharrte der Fremde eine Weile in Schweigen und er wirkte ein wenig gerührt dabei. „Warum tust du es?“ fragte er dann gerade heraus.

„Es ist sonst niemand mehr da, der es pflegen könnte,“ sagte die Liesel, „die Familie ist ausgestorben bis auf einen Sohn. Aber der ging vor zehn Jahren in die Fremde und ist nie mehr zurückgekehrt. Es ist das einzige Grab, das hier niemand gehört. Da habe ich es genommen; ich habe sonst

keines,“ bekannte die Liesel und sie wirkte ein wenig traurig bei ihren letzten Worten. Ihr Kopf, von dem zwei dicke, goldblonde Zöpfe über die niedergeschürzte Jungmädchenbrust fielen, hatte sich tief geneigt.

Vielleicht war dies der Augenblick in dem sie sich zum ersten Mal allein und verlassen vorkam – jedenfalls war sie von diesem Tag an wie aus einer bis dahin währenden Letargie herausgerissen.

Der Fremde war bald darauf gegangen, nachdem er ein paar innige, lobende Worte an sie gerichtet hatte. Aber in der Liesel blieb eine sonderbare Unruhe zurück. Sie war noch ganz verstört, als sie den Friedhof bereits verlassen hatte. Dabei konnte sie sich selbst nicht erklären warum. Nur eines wußte sie, den Kantors würde sie von dieser Begegnung nichts erzählen.

Sie scheute sich auch, sofort nach Hause zu gehen; denn der klugen Frau Kantor wäre ihr verwirrtes Wesen sicher nicht entgangen. Aber diese innere Verworrenheit war nicht so schnell abgelegt. Das Gesicht jenes Fremden stand ihr ständig vor Augen. Sie mußte immer an ihn denken. Und dabei beschäftigte sie unablässig die Frage, wer dieser Unbekannte war. Das sollte noch lange ein Rätsel bleiben. Ein gutes Jahr später jedoch, an Liesels siebzehntem Geburtstag, gab es eine Überraschung, die dem Mädchen das Blut in die Wangen steigen ließ. Da überreichte der Kantor ihr nämlich ein Päckchen von einem Unbekannten, wie er sagte.

Doch die Liesel stellte keine Fragen, für sie war klar, von wem das Päckchen war. Allerdings fiel ihr auch nicht auf, daß der Herr Kantor nichts fragte, dazu war sie viel zu erfüllt vom Augenblick.

Jener Fremde hatte sie also nicht verges-

sen! Mit dieser Erkenntnis beschlich die Liesel ein solches Glücksgefühl, wie ihr junges Herz es nie zuvor erfahren hatte.

Sie nahm das Päckchen und stürzte in ihr Zimmer. Das Päckchen enthielt einen Brief und ein wunderhübsches, verschließbares Tagebuch. Einen Brief an sie persönlich! – Das war fast zu viel!

Die Liesel konnte mit dieser Tatsache kaum fertig werden. Und darin so liebe Worte! – Das Mädchen empfand nur all zu deutlich, daß dieser Brief mehr war, als ein Brief schlechthin. Ja – es war ein richtiger Liebesbrief!

Und dann das Tagebuch – welch ein Juwel! Konnte ein Mensch glücklicher sein als sie es jetzt war? Aber – wer war der Unbekannte? – Das ging nicht aus dem Brief hervor. Die Liesel erfuhr es auch in der folgenden Zeit noch nicht. Ein ganzes weiteres Jahr sollte vergehen, ehe sich das Geheimnis für sie löfete.

Es war an Liesels achtzehntem Geburtstag. Da kam der Unbekannte persönlich zu den Kantors, und zwar, um um Liesels Hand anzuhalten. Man willigte zu Liesels Freude sehr bereitwillig ein; denn dieser Fremde war eigentlich gar kein Fremder! Er war der Sohn jener Mutter, deren Grab die Liesel so liebevoll gepflegt hatte.

Er war in der Fremde zu Ruhm und Ansehen gekommen. Aber eine unstillbare Sehnsucht hatte ihn heimgezogen in das heimatliche Gebirge, zum Grab seiner Mutter. So war er eines Tages zurückgekehrt, um hier den inneren Frieden wieder zu finden. Und hier hatte seiner noch mehr geharrt!

Zwar mußte er auch jetzt – nach der zweiten Heimkehr – wieder fort, aber er nahm sich ein großes Stück Heimat mit – die Liesel!



Man muß nicht in der Heimat sein, um Heimat zu besitzen. Man trägt in sich, was Heimat ist. Es ist jene Kraft, jener Wurzelgrund, aus dem wir täglich neu erschaffen und in die Lage versetzt werden, die schöpferischen Kräfte in uns freizumachen. . . . Barbara Strehlow

Gesetzliche Feiertage

1. Feiertage im ganzen Bundesgebiet

Neujahrstag / Karfreitag / Ostermontag /
1. Mai / Christi Himmelfahrt / Pfingst-
montag / Tag der deutschen Einheit (17.
Juni) / 1. und 2. Weihnachtstag.

2. Feiertage in den Bundesländern

Für die in der folgenden Tabelle auf-
geführten fünf Feiertage gelten in den
einzelnen Bundesländern unterschied-
liche Bestimmungen. Aus der Tabelle ist
zu ersehen, ob einer der genannten fünf
Feiertage in einem Bundesland gesetz-
licher Feiertag ist oder nicht.

3. Das Feiertagesgesetz des Landes Bayern

enthält Regelungen, die nur für einzelne
Teile des Landes gelten.

Gesetzliche Feiertage sind:

a) in Gemeinden mit überwiegend ka-
tholischer Bevölkerung:
das Fronleichnamfest
das Fest Mariä Himmelfahrt (15. 8.)
das Fest Allerheiligen (1. November)

b) in Gemeinden mit überwiegend evan-
gelischer Bevölkerung:
der 1. November, wenn die Kreisver-
waltungsbehörde nach Anhörung des
zuständigen evangelischen Dekanats
feststellt, daß dieser Tag in der Ge-
meinde auch von der evangelischen
Bevölkerung gefeiert wird;
der Buß- und Betttag (Mittwoch vor
dem letzten Trinitatis-Sonntag).

c) im Stadtkreis Augsburg:
das Friedensfest (8. August).

	Baden- Würt- tem- berg	Bayern	Berlin	Bremen	Hamb- urg	Hessen	Nieder- sachsen	Nord- rhein- West- falen	Rhein- land- Pfalz	Saar- land	Schles- wig- Holstein
Epiphania (6. Januar)	ja	ja	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein
Fron- leichnam	ja	siehe unter 3	nein	nein	nein	ja	nein	ja	ja	ja	nein
Mariä Him- melfahrt (15. Aug.)	nein	siehe unter 3	nein	nein	nein	nein	nein	nein	nein	ja	nein
Allerheiligen (1. Nov.)	ja	siehe unter 3	nein	nein	nein	nein	nein	ja	ja	ja	nein
Buß- und Betttag	ja	siehe unter 3	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja	ja

Die beweglichen Feste 1982 bis 1991

	1982	1983	1984	1985	1986	1987	1988	1989	1990	1991
Aschermittwoch	24. 2.	16. 2.	7. 3.	26. 2.	12. 2.	4. 3.	17. 2.	8. 2.	28. 2.	13. 2.
Ostern	11. 4.	3. 4.	22. 4.	7. 4.	30. 3.	19. 4.	3. 4.	26. 3.	15. 4.	31. 3.
Himmelfahrt	20. 5.	12. 5.	31. 5.	16. 5.	8. 5.	28. 5.	12. 5.	4. 5.	24. 5.	9. 5.
Pfingsten	30. 5.	22. 5.	10. 6.	26. 5.	18. 5.	7. 6.	22. 5.	14. 5.	3. 6.	19. 5.
Fronleichnam	10. 6.	2. 6.	21. 6.	6. 6.	29. 5.	18. 6.	2. 6.	25. 5.	14. 6.	30. 5.
Erntedanktag ¹⁾	3.10.	2.10.	30. 9.	6.10.	5.10.	4.10.	2.10.	1.10.	30. 9.	6.10.
Buß- und Betttag	17.11.	16.11.	21.11.	20.11.	19.11.	18.11.	16.11.	22.11.	21.11.	20.11.
Totenensonntag ²⁾	21.11.	20.11.	25.11.	24.11.	23.11.	22.11.	20.11.	26.11.	25.11.	24.11.
1. Advent	28.11.	27.11.	2.12.	1.12.	30.11.	29.11.	27.11.	3.12.	2.12.	1.12.
Wochentag des 25. Dez.	Sa	So	Di	Mi	Do	Fr	So	Mo	Di	Mi

KALENDER 1981

Januar			Februar			März			April													
Mo	5	12	19	26	Mo	2	9	16	23	Mo	2	9	16	23	30	Mo	6	13	20	27		
Di	6	13	20	27	Di	3	10	17	24	Di	3	10	17	24	31	Di	7	14	21	28		
Mi	7	14	21	28	Mi	4	11	18	25	Mi	4	11	18	25	Mi	1	8	15	22	29		
Do	1	8	15	22	29	Do	5	12	19	26	Do	5	12	19	26	Do	2	9	16	23	30	
Fr	2	9	16	23	30	Fr	6	13	20	27	Fr	6	13	20	27	Fr	3	10	17	24		
Sa	3	10	17	24	31	Sa	7	14	21	28	Sa	7	14	21	28	Sa	4	11	18	25		
So	4	11	18	25	So	1	8	15	22	So	1	8	15	22	29	So	5	12	19	26		
Mai			Juni			Juli			August													
Mo	4	11	18	25	Mo	1	8	15	22	29	Mo	6	13	20	27	Mo	3	10	17	24	31	
Di	5	12	19	26	Di	2	9	16	23	30	Di	7	14	21	28	Di	4	11	18	25		
Mi	6	13	20	27	Mi	3	10	17	24	Mi	1	8	15	22	29	Mi	5	12	19	26		
Do	7	14	21	28	Do	4	11	18	25	Do	2	9	16	23	30	Do	6	13	20	27		
Fr	1	8	15	22	29	Fr	5	12	19	26	Fr	3	10	17	24	31	Fr	7	14	21	28	
Sa	2	9	16	23	30	Sa	6	13	20	27	Sa	4	11	18	25	Sa	1	8	15	22	29	
So	3	10	17	24	31	So	7	14	21	28	So	5	12	19	26	So	2	9	16	23	30	
September			Oktober			November			Dezember													
Mo	7	14	21	28	Mo	5	12	19	26	Mo	2	9	16	23	30	Mo	7	14	21	28		
Di	1	8	15	22	29	Di	6	13	20	27	Di	3	10	17	24	31	Di	1	8	15	22	29
Mi	2	9	16	23	30	Mi	7	14	21	28	Mi	4	11	18	25	Mi	2	9	16	23	30	
Do	3	10	17	24	Do	1	8	15	22	29	Do	5	12	19	26	Do	3	10	17	24	31	
Fr	4	11	18	25	Fr	2	9	16	23	30	Fr	6	13	20	27	Fr	4	11	18	25		
Sa	5	12	19	26	Sa	3	10	17	24	31	Sa	7	14	21	28	Sa	5	12	19	26		
So	6	13	20	27	So	4	11	18	25	So	1	8	15	22	29	So	6	13	20	27		

www.riesengebirgler.de

KALENDER 1982

Januar			Februar			März			April													
Mo	4	11	18	25	Mo	1	8	15	22	29	Mo	1	8	15	22	29	Mo	5	12	19	26	
Di	5	12	19	26	Di	2	9	16	23	30	Di	2	9	16	23	30	Di	6	13	20	27	
Mi	6	13	20	27	Mi	3	10	17	24	31	Mi	3	10	17	24	31	Mi	7	14	21	28	
Do	7	14	21	28	Do	4	11	18	25	Do	4	11	18	25	Do	1	8	15	22	29		
Fr	1	8	15	22	29	Fr	5	12	19	26	Fr	5	12	19	26	Fr	2	9	16	23	30	
Sa	2	9	16	23	30	Sa	6	13	20	27	Sa	6	13	20	27	Sa	3	10	17	24		
So	3	10	17	24	31	So	7	14	21	28	So	7	14	21	28	So	4	11	18	25		
Mai			Juni			Juli			August													
Mo	3	10	17	24	31	Mo	7	14	21	28	Mo	5	12	19	26	Mo	2	9	16	23	30	
Di	4	11	18	25	Di	1	8	15	22	29	Di	6	13	20	27	Di	3	10	17	24	31	
Mi	5	12	19	26	Mi	2	9	16	23	30	Mi	7	14	21	28	Mi	4	11	18	25		
Do	6	13	20	27	Do	3	10	17	24	Do	1	8	15	22	29	Do	5	12	19	26		
Fr	7	14	21	28	Fr	4	11	18	25	Fr	2	9	16	23	30	Fr	6	13	20	27		
Sa	1	8	15	22	29	Sa	5	12	19	26	Sa	3	10	17	24	31	Sa	7	14	21	28	
So	2	9	16	23	30	So	6	13	20	27	So	4	11	18	25	So	1	8	15	22	29	
September			Oktober			November			Dezember													
Mo	6	13	20	27	Mo	4	11	18	25	Mo	1	8	15	22	29	Mo	6	13	20	27		
Di	7	14	21	28	Di	5	12	19	26	Di	2	9	16	23	30	Di	7	14	21	28		
Mi	1	8	15	22	29	Mi	6	13	20	27	Mi	3	10	17	24	31	Mi	1	8	15	22	29
Do	2	9	16	23	30	Do	7	14	21	28	Do	4	11	18	25	Do	2	9	16	23	30	
Fr	3	10	17	24	Fr	1	8	15	22	29	Fr	5	12	19	26	Fr	3	10	17	24	31	
Sa	4	11	18	25	Sa	2	9	16	23	30	Sa	6	13	20	27	Sa	4	11	18	25		
So	5	12	19	26	So	3	10	17	24	31	So	7	14	21	28	So	5	12	19	26		

H. H. Birke.

Ich maais a Stümla ...

Ich maais a Stümla, mummersch gull gefüllt,
Ols märsch gesehulft Stümla of der Welt.

Ich maais a Häusla, mos mich glücklich macht,
Ols märsch a Häusla, wu bloß 's Flecke lacht.

Ich maais a Dersfla, lang on fechtig schmol,
Datt staußt n los'tche Baach doreh's Toof;

Dos Dersfla macht die Welt erscht sehien:
Nu weil ich halt datt berhaime bin!

De Grusla.

De Grusla seht beim Ufa on nocht, on nocht,
De Jacke fällt e vunder, o da so flecht,
De Kofe leit denawa, on spult, on spult,
Große wie de Grusla, ols hāt se se geschult.
O de Wand da ahle Baatzer, da licht on lacht:
Da hot die liawe Grusla schon monchnol usgewacht.
M Ufa knistert's Feuer, die Stume weert hibsch warm,
De Kofe rengelt's Schwänzla de Grusla em a Arm,
Do weert die Grusla monter, die Kofe, die beschreckt,
De Grusla sticht de Jacke — on flecht, on flecht ...

Dr Honsbarg

Om Barche, wu de Haazide blüht,
On wu de Wend ganz fechtig gieht,
Datt hon se a Kerschla hlogestell't;
Dos Kerschla fill ne ei de Welt,
Das fill sich bloß m Braunschwa em,
Wu Pusch un Barche em on dem
De Darsjer on de Stoodt emschlanga:
Ols wolde se n Reichn fenga.
Wenn de Os schon doreh de Täler schleicht,
On de Sonne hender de Barche sleicht,
Do lacht de ahle Schatzkuppe rümer
On m Kerschla giehn de Aacha äwer.

Alle Mütter dieser Welt

Von der Stunde der Geburt ihrer Kinder, durch's ganze Leben hindurch ist die Vielfalt der Erlebnisse, der Prüfungen, der Freuden und der Leiden der Mütter um ihre Kinder nur an ihrer seelischen Stärke zu messen.

61 bekannte Schriftstellerinnen aus den ostdeutschen Landschaften – vom Baltikum über Ostpreußen, Pommern, Westpreußen, Schlesien zum Sudetenland und aus dem südosteuropäischen Raum mit den deutschen Siedlungsgebieten in Siebenbürgen, Buchenland, Banat und Karpatenland – haben in 160 Poesie- und Prosabeiträgen ihre Erinnerungen an glückliche Stunden dazheim oder an unvergeßliche Begebenheiten in vollendeter Art niedergeschrieben. Das ewige Thema Heimat und Mutter hat in diesem Buch zeitlose Dimensionen über alle Grenzen hinweg gefunden.

„Alle Mütter dieser Welt“ ist der Titel eines Gedichtes in dem umfangreichen Buch. Dieses Lesebuch ist ein Quell der Freude in stillen Stunden und eignet sich vorzüglich zum Vorlesen im Freundeskreis oder in den Heimatgliederungen der Landsmannschaften.

360 Seiten, Leinen nur DM 19,80

BREIT

sudetendeutsche

Spirituosen - Spezialitäten

wie TEE-RUM, Punsch, Allsch, Kümmel, Korn, Kaiserbirnen, Glühwürmchen, Bitter-Liköre und weitere 50 Sorten erhalten Sie ab DM 50,- portofrei ins Haus gesandt. Bitte Preisliste anfordern.

Karl Breit, Postfach 66, 7336 UHINGEN
Brennerei und Spirituosenfabrik
Bleichereistraße 41, Telefon (07161) 35 21

STELA-ESSENZEN

zur Selbstbereitung von

RUM - LIKÖREN - PUNSCH

haben sich seit Jahrzehnten bestens bewährt
60 Sorten, 1 Flasche für 1 l ab DM 2,60 in Drogerien, Apotheken oder direkt beim Hersteller

K. Breit, Postf. 208, 7320 GÖPPINGEN
Telefon (07161) 35 21 - Ab 4 Fl. portofrei

Der Kalender

dient im Rahmen unserer Kulturpolitik der Substanzerhaltung unserer Volksgruppe.

Kalender aber können nur gedruckt und verlegt werden, wenn sie von den Landesleuten erworben werden.

Lieferbare Landkarten aus dem Helmut Preußler Verlag

Historische Karten

Böhmen	DM 17,-
Mähren	DM 17,-
Schlesien	DM 17,70
Ostpreußen	DM 22,50
Pommern	DM 17,80
Weitkarte	DM 17,70
Alte Deutschlandkarte	DM 17,70

Bildkarten

Riesengebirge, böhm. Teil	DM 13,20
Schönhengstgau	DM 13,20
Sudeten-Schlesien	DM 11,90
Nordmähren	DM 11,90
Kuhländchen	DM 11,90

Beskidenland	DM 12,75
Oberschlesien (Oppeln, Neiße)	11,90
Riesengebirge (schles. Teil)	DM 11,90
Waldenburg/Schweidnitz	DM 11,90
Glatz	DM 11,90
Kaiserwald u. Teppler Hochland	11,90
Nördl. Egerland	DM 11,90
Südl. Egerland	DM 11,90
Karlsbad, Elbogen, Luditz	DM 11,90
Westl. Erzgebirge	DM 11,90
Erzgebirge/Mittelgebirge	DM 11,90
Kaaden, Duppau, Saaz	DM 11,90
Elbetaal	DM 11,90
Oberland/Niederland	DM 11,90
Isergebirge	DM 11,90
Bromberg	DM 11,90

Alle Karten im Format von ca. 50 x 58 cm, herrlicher Vierfarbdruck.

Bestellen Sie bitte unsere Verlagserzeugnisse bei Ihrer Heimatbuchhandlung oder direkt beim Helmut Preußler Verlag, 85 Nürnberg, Rothenburger Str. 25, Tel. 09 11/262323.

*Ich hatte einst ein schönes Vaterland . . .
Wenn sie mich draußen nach der Heimat fragen, –
ich winke müde mit der Hand und sage abgewandt:
„Ich hatte einst ein schönes Vaterland!“*

W. Gericke

www.riesengebirgler.de

